Die Geheimnisse unserer Märchen

Ein ganz besonderes Märchenbuch

von

Manfred Roeder

Sind Märchen noch modern? fragte sich der Verfasser und kam zu der Erkenntnis, daß Märchen, Mythen und Sagen für ein Volk wichtiger sind als alle Erfindungen und modernen Erungenschaften. Denn Märchen sind der Urgrund, aus dem ein Volk lebt, wenn es überhaupt als Volk überleben will.

Es gibt viele wissenschaftliche und tiefgründige Märchendeutungen, auch symbolische und esoterische. Diesen sollte nicht irgendeine neue hinzugefügt werden. Der Verfasser ging vielmehr der Frage nach: Was ist die Grundwahrheit, die jedes Märchen vermitteln will? Was soll das Kind begreifen und behalten? es soll bestimmte Tugenden erkennen, ihnen nacheifern. An oberster Stelle aller Tugenden steht keinesfalls Toleranz oder eine friedliche Welt, sondern der persönliche Mut! Furchtlosigkeit wird in vielen Märchen als das Wichtigste überhaupt gepriesen. Dem Furchtlosen gelingt alles, nicht dem Angsthasen, nicht dem Besserwisser.

Märchen enthalten die Grundwahrheiten, die jedes Volk braucht. Märchen erklären die Welt viel realistischer als alle modernen Politologen, Politiker, Reformer, Wissenschaftler oder Weltverbesserer. Sie lehren uns, daß es nicht unsere Aufgabe ist, die Welt nach irgendwelchen Theorien zu verschlimmbessern, sondern jeder für sich seine Bestimmung zu finden und darin aufzugehen, der Art treu zu bleiben, bei der Gattenwahl auf Ebenbürtigkeit zu achten, seine Kräfte da einzusetzen, wo sie am besten zur Wirkung kommen. Niemals geht es um Friedfertigkeit oder Wohltätigkeit. Es geht immer um Kampf und Bewährung. Der Mutigste, der Schlaueste, der Treueste, oder die Schönste, Fleißigste und Erfindungsreichste soll gewinnen. Das Beste und Edelste wird gepriesen, niemals das Verkommene oder Verwahrloste. Ein Volk, das diese Grundwahrheiten seinen Kindern beibringt, lebt froh und glücklich.

In der Welt herrscht ständiger Kampf zwischen gut und böse. Unsere Aufgabe ist es nicht, den Kampf abzuschaffen, sondern ihn zu bestehen. Dazu helfen unsere Märchen besser als alle Ideologien und politischen Theorien.

Das vorliegende Buch soll den Eltern wieder Lust machen, ihren Kindern Märchen zu erzählen oder vorzulesen.

Manfred Roeder

Die Geheimnisse unserer Märchen

Ein ganz besonderes Märchenbuch
von
Manfred Roeder

Deutungen unserer klassischen
Märchen

Die märchenhaften Kohlezeichnungen stammen
von Iris Kathrin Fischer

Manfred Roeder
im Eigenverlag

Haus Richberg
34639 Schwarzenborn, Knüll

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Aschenputtel 51

Das Totenhemdchen 14

Der Bärenhäuter 60

Der Gevatter Tod 35

Der gestiefelte Kater 40

Der Hase und der Igel 67

Der junge Riese 21

Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet 81

Der Rattenfänger 77

Die Bienenkönigin 88

Die Drei Sprachen 93

Die Rabe 45

Die Sechs Schwäne 98

Froschkönig 9

Hans im Glück 16

Rapunzel 29

Rumpelstilzchen 72

Von dem Machandelboom 105

Vorwort

Es gab einmal eine Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat. So beginnt das Märchen „Der Froschkönig“ bei den Brüdern Grimm. Es ist der Schlüssel zum Verständnis aller Märchen. Denn die Märchen wollen uns zeigen, welche Kräfte in uns und um uns in der Natur schlummern und wie wir sie wieder wachrufen können.

Gedanken sind Kräfte, und was wir zutiefst wünschen und wollen, geht in Erfüllung. Natürlich nicht das oberflächliche und rein materielle Wünschen, sechs Richtige im Lotto zu haben. Die Märchen versetzen uns zurück in eine Zeit, wo noch die große Harmonie zwischen allen Wesen herrschte, wie Hermann Löns es beschrieben hat:

Es gibt nichts Totes auf der Welt,
hat alles sein‘ Verstand,
es lebt das öde Felsenriff,
es lebt der dürre Sand.

Laß deine Augen offen sein,
geschlossen deinen Mund
und wandle still, so werden dir
geheime Dinge kund.

Dann weißt du, was der Rabe ruft
und was die Eule singt,
aus jedes Wesens Stimme dir
ein lieber Gruß erklingt.

Der Schmetterling, der dich umspielt,
der goldne Sonnenschein,
der Blumenduft, die Meeresflut –
das alles wirst du sein.

Wenn deine enge Ichheit stirbt,
machst du die Augen zu:
für immer, was die Welt erfüllt,
das alles bist dann du.

Wir sind ein Teil der Schöpfung, Teil der Wesen um uns herum. Alles ist beseelt. Aber eine beseelte Welt ist keineswegs eine friedliche Welt. Unsere Märchen sind viel realistischer als moderne Politologen. Es gibt den ewigen Kampf zwischen gut und böse. Es gibt Not und Elend, es gibt Armut und

verschwenderischen Reichtum. Es gibt Ungerechtigkeit, Falschheit. Es gibt den Teufel, den Bösewicht, der verführen will. Es gibt gute Wesen, die uns helfen wollen. Auch Tiere können uns helfen. Wer Tiere verachtet oder gar quält, wird nie begreifen, wie schön die Welt ist. Die Märchen zeigen uns nicht, wie man den Krieg oder das Elend abschaffen kann, sondern wie man in diesem ewigen Kampf bestehen und glücklich und zufrieden sein kann. Sie enthalten Grundwahrheiten für das Leben.

Die Mär ist die Kunde von Vergangenem. „Uns ist in alten Mären Wunders viel geseit" so beginnt das Nibelungenlied. Im Märlein, im Märchen (der Verkleinerungsform) wird nicht von berühmten Helden und Göttern erzählt, sondern von kleinen Leuten wie du und ich, von unbekannten Königen, von Alltagsgeschichten, die immer etwas Wundersames haben. Denn die Welt ist voller Wunder. Uns ist nur der Blick, das Gespür dafür verloren gegangen. Deshalb leben wir in einer Scheinwelt, nicht die Märchenerzähler. Wer keine Wunder mehr erlebt, der ist kein Realist, sondern ein armer Mensch, dem etwas Wesentliches verloren gegangen ist.

Lange hat man die Märchen verteufelt. Sie seien zu grausam. So dumm können nur moderne, überhebliche Weltverbesserer reden. Gewalttätigkeiten im Fernsehen sind viel grausamer und wahrhaftig Gift für die Kinderseele. Im Märchen herrscht Gerechtigkeit. Und wenn die böse Hexe in den Ofen gestoßen wird, wenn die böse Stiefmutter in glühenden Pantoffeln tanzen muß, bis sie tot umfällt, dann jubelt die unverdorbene Kinderseele, weil das Böse bestraft und nicht resozialisiert werden muß. Das Gute hat gesiegt, und das Kind schläft zufrieden ein.

Kinder verlangen nach Märchen, weil sie die tiefen Wahrheiten darin spüren. Viele Eltern aber wollen modern sein und füttern ihre Kinder mit modernen Dingen oder mit ComicFiguren. Natürlich schadet es nicht, auch mal alberne Geschichten zum Lachen zu erzählen. Aber es gibt nichts fürs Leben.

Im Märchen lernen die Kinder die wichtigsten Tugenden kennen.
Am höchsten wird immer wieder die Furchtlosigkeit, der Mut gepriesen. Denn nichts Gutes kann in der Welt erreicht werden ohne Mut. Wer für die Wahrheit eintreten will, braucht besonders viel Mut. Aber keinen Hochmut und keine Überheblichkeit. Dem Hochmütigen gelingt nicht, was dem Einfältigen oder dem Gewitzten gelingt. Bescheidenheit ohne Unterwürfigkeit. Sich selber treu bleiben, sich aber auch nicht unter Wert verkaufen. Aschenputtel verrichtet wohl niedrigste Dienste, ist sich aber ihres Wertes wohl bewußt und nimmt nicht irgendeinen, sondern den Königssohn. Der Kampf um die schönste und herrlichste Frau ist ein häufiges Motiv. Nur der Beste darf die Beste gewinnen. Ebenbürtigkeit ist gefordert!

Zuversicht ist immer wieder gefragt. Auch in hoffnungslosen Lagen nicht den Mut verlieren. Irgendwo tut sich ein Spalt, ein Hoffnungsschimmer auf oder unerwartete Kräfte oder Geister kommen zu Hilfe. Das sind die sog. Zufälle, die im Leben eine ganz große Rolle spielen. Man kann nicht alles berechnen und planen. Das zu wissen, ist gerade in unserer technischen, aufgeklärten Welt wichtig.

In vielen Märchen ist von Erlösung die Rede. Das ist nicht die Erlösung von Sünde nach christlicher Vorstellung. Das war unseren Vorfahren völlig fremd. Aber ein Mensch kann unter schlechten Einfluß, unter einen bösen Zauber geraten. Davon kann er nur befreit und erlöst werden durch harte Prüfungen oder durch kühne Taten eines Anderen, um sein wahres Wesen wiederzufinden.

Schneewittchen, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz (schwarzweißrot. Alle Zahlen und Farben haben auch symbolische Bedeutung) ist von der bösen Stiefmutter, also von einer fremden Herrscherin vergiftet worden und liegt wie tot im Sarg. Es strahlt aber selbst im Tode noch soviel Schönheit aus, daß sich ein Prinz in die Tote verliebt und sie unbedingt haben will. Die Sargträger stolpern über einen Stein (die gute Mutter Erde) oder eine Wurzel (die Wurzel unserer Art). Da fällt der giftige Apfelschnitz heraus und Schneewittchen erwacht zu neuem Leben. Ist das nicht wie eine Gebrauchsanweisung für die Erlösung unseres Volkes von der giftigen Umerziehung durch fremde Mächte? Zurück zur eigenen Art, zur guten Mutter Erde, zur Natur! Warten nicht viele in aller Welt auf dieses wiedergeborene deutsche Schneewittchen, dieses engelgleiche Kind, das der Welt so viel gegeben und bedeutet hat?

DER FROSCHKÖNIG

In alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat...

So fängt das Märchen an. Was müssen das für Zeiten gewesen sein, wo Gedanken Kräfte waren und sich verwirklichten! Was sind wir doch für arme Bettler geworden! Mit den rechten Gedanken und Wünschen gingen uns auch die Kräfte der Natur verloren. Unsere Vorfahren kannten die Geheimnisse der Natur. Wir dagegen versuchen, sie ihr mit Hebeln und Schrauben und Chemie abzutrotzen und verderben alles! Ein Königskind saß an einem Brunnen im Wald und spielte mit einer goldenen Kugel. Die Deutung fällt nicht schwer: Im Wald ist der Brunnen des Lebens, der ewige Quell. Dort sind wir geborgen und glücklich und halten die Vollkommenheit in Händen. Aber die goldene Kugel fiel in den Brunnen: Glück und Glanz gingen verloren, und niemand war da zu helfen, kein schöner Prinz, kein edler Ritter, nur ein häßlicher Frosch der letzte auf unserer Werteskala. „Ach, du bist's, alter Wasserpatscher." Ja, er ist der einzige, der helfen kann, und die Königstochter ist die einzige, die ihm helfen, ihn erlösen kann. Aber sie weiß es nicht, will es auch nicht wissen, und er sagt nur: „Nimm mich mit." Sie aber ekelt sich vor dem Frosch und läuft davon. Sie lebt in einem Schloß und braucht keine Frösche! Wir brauchen Fortschritt und keine Frösche! Doch der Vater, der Vertreter, der guten alten Tradition, wird böse: „Wer dir geholfen hat, als du in Not warst, den sollst du hernach nicht verachten!" Er weiß den Wert des gegebenen Worts. Nichtsahnend zwingt er sie zu ihrem Glück, denn nach einer letzten Prüfung und Bewährung steht strahlend vor ihr der erlöste Prinz, die geschändete Natur kommt wieder zu ihrem Recht und beschenkt uns in Hüfte und Fülle.

Warte nicht länger auf Wunder von oben!
Horch auf die Stimme im Wald und Wind!
Du selbst nur kannst die Natur erlösen,
denn du bist der Grund der Verwünschung gewesen,
dein Fortschrittswahn machte dich taub und blind.
Du glaubst es nicht? Frag doch ein Kind!

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

In alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat, lebte einmal ein König, der hatte wunderschöne Töchter. Die jüngste von ihnen war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles schon gesehen hat, sich verwunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse war ein großer, dunkler Wald, und mitten darin, unter einer alten Linde, war ein Brunnen. Wenn nun der Tag recht heiß war, ging die jüngste Prinzessin hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens. Und wenn sie Langeweile hatte, nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder auf. Das war ihr liebstes Spiel. Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in die Händchen fiel, sondern auf die Erde schlug und gerade in den Brunnen hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing die Prinzessin an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Als sie so klagte, rief ihr plötzlich jemand zu: „Was hast du nur, Königstochter? Du schreist ja, daß sich ein Stein erbarmen möchte." Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken, häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. „Ach, du bist's, alter Wasserpatscher", sagte sie. „Ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist." „Sei still und weine nicht" antwortete der Frosch, „ich kann wohl Rat schaffen. Aber was gibst du mir, wenn ich dein Spielzeug wieder heraufhole?"

„Was du haben willst, lieber Frosch", sagte sie, „meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage." Der Frosch antwortete: „Deine Kleider, deine Perlen und Edelsteine und deine goldene Krone, die mag ich nicht. Aber wenn du mich liebhaben willst und ich dein Geselle und Spielkamerad sein darf, wenn ich an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen darf, dann will ich hinuntersteigen und dir die goldene Kugel heraufholen." „Ach, ja", sagte sie, „ich verspreche dir alles, was du willst, wenn du mir nur die Kugel wiederbringst." Sie dachte aber, der einfältige Frosch mag schwätzen, was er will, der sitzt doch im Wasser bei seinesgleichen und quakt und kann keines Menschen Geselle sein! Als der Frosch das Versprechen der Königstochter erhalten hatte, tauchte er seinen Kopf unter, sank hinab, und über ein Weilchen kam er wieder heraufgerudert, hatte die Kugel im Maul und warf sie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als sie ihr schönes Spielzeug wiedererblickte, hob es auf und sprang damit fort. „Warte, warte!" rief der Frosch. „Nimm mich mit, ich kann nicht so laufen wie du!" Aber was half es ihm, daß er ihr sein Quakquak so laut nachschrie, wie er nur konnte! Sie hörte nicht darauf, eilte nach Hause und hatte den Frosch bald vergessen. Am anderen Tag, als sie sich mit dem König

und allen Hofleuten zur Tafel gesetzt hatte und eben von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, plitsch platsch, plitsch platsch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen. Als es oben angelangt war, klopfte es an die Tür und rief „Königstochter, jüngste, mach mir auf."
Sie lief und wollte sehen, wer draußen wäre. Als sie aber aufmachte, saß der Frosch vor der Tür. Da warf sie die Tür hastig zu, setzte sich wieder an den Tisch und es war ihr ganz ängstlich zumute. Der König sah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte, und sprach: „Mein Kind, was fürchtest du dich? Steht etwa ein Riese vor der Tür und will dich holen?"

„Ach, nein" antwortete sie, „es ist kein Riese, sondern ein garstiger Frosch." „Was will der Frosch von dir?" „Ach, lieber Vater, als ich gestern im Wald bei dem Brunnen saß und spielte, fiel meine goldene Kugel ins Wasser. Als ich deshalb weinte, hat sie mir der Frosch heraufgeholt. Und weil er es durchaus verlangte, versprach ich ihm, er sollte mein Spielgefährte werden. Ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser käme. Nun ist er draußen und will zu mir herein." Da klopfte es zum zweiten Mal, und eine Stimme rief: „Königstocher, jüngste mach mir auf! Weißt du nicht, was gestern Du zu mir gesagt bei dem kühlen Brunnenwasser? Königstochter, jüngste, mach mir auf!"

Da sagte der König: „Was du versprochen hast, das mußt du auch halten! Geh nur und mach ihm auf!" Sie ging und öffnete die Tür. Da hüpfte der Frosch herein und hüpfte ihr immer nach bis zu ihrem Stuhl. Dort blieb er sitzen und rief: „Heb mich hinauf zu dir!" Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Als der Frosch auf dem Stuhl war, wollte er auf den Tisch, und als er da saß, sprach er: „Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir mitsammen essen können."

Der Frosch ließ sich's gut schmecken, ihr aber blieb fast jeder Bissen im Halse stecken. Endlich sprach der Frosch: „Ich habe mich satt gegessen und bin müde. Nun trag mich in dein Kämmerlein und mach dein seidenes Bettlein zurecht!" Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie sich nicht anzurühren getraute und der nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen sollte. Der König aber wurde zornig und sprach: „Wer dir geholfen hat, als du in Not warst, den sollst du hernach nicht verachten!" Da packte sie den Frosch mit zwei Fingern, trug ihn hinauf in ihr Kämmerlein und setzte ihn dort in eine Ecke. Als sie aber im Bette lag, kam er gekrochen und sprach: "Ich will schlafen so gut wie du. Heb mich hinauf, oder ich sag's deinem Vater!" Da wurde sie bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn gegen die Wand „Nun wirst du Ruhe geben", sagt sie „du garstiger Frosch." Als er aber herabfiel, war er kein Frosch mehr, sondern ein Königssohn mit schönen freundlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Er erzählte ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden,

und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie mitsammen in sein Reich gehen. Und wirklich, am anderen Morgen kam ein Wagen herangefahren, mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf und gingen in goldenen Ketten. Hinten auf dem Wagen aber stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so gekränkt, als sein Herr in einen Frosch verwandelt worden war, daß er drei eiserne Bänder um sein Herz hatte legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen sollte nun den jungen König in sein Reich holen. Der treue Heinrich hob ihn und seine junge Gemahlin hinein, stellte sich wieder hinten hinauf und war voll Freude über die Erlösung seines Herrn. Als sie ein Stück des Weges gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihm krachte, als ob etwas zerbrochen wäre. Da drehte er sich um und rief: „Heinrich, der Wagen bricht!" „Nein, Herr, der Wagen nicht, es ist ein Band von meinem Herzen, das da lag in großen Schmerzen, als Ihr in dem Brunnen saßt und in einen Frosch verzaubert wart." Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche. Doch es waren nur die Bänder, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr nun erlöst und glücklich war.

Das Totenhemdchen

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte, ohne mit ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank ward, und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Tränen, die alle darauf fallen." Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen und sagte „siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab." Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

Zu dieser rührenden Geschichte muß man nichts hinzufügen. Sie könnte jeden trösten, dem ein ähnliches Leid geschehen ist und der sich mit der Frage quält, wie konnte Gott so etwas zulassen? Warum mußte gerade dieses liebe kleine Kind sterben? Vielleicht ist ihm gar nichts Schreckliches widerfahren. Vielleicht war der Tod gar nicht so furchtbar, wie wir meinen. Die Erzählung soll uns auch zur Besinnung bringen, das hemmungslose Trauer zerstörerisch ist und nicht dem Leben dient und dem Toten nicht hilft. Und ist es nicht denkbar, das die Geister der Toten um uns sind, uns hören und sehen und sich bedrückt fühlen, wenn wir die Trauer zu arg treiben? Es gibt so viele Berichte über Tote, die wieder erschienen sind und geredet haben, daß man auch wenn man es selber kaum glauben kann gut daran tut, es ernst zu nehmen, als wäre es so. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt! Wir wissen so wenig über das, was über die fünf Sinne hinausgeht. Die Märchen weisen ständig in diese andere, sehr reale Welt der geistigen Kräfte und Mächte, für die wir keine ausreichende Erklärung haben. Ganz Gewiß aber würde eine tröstende und heilende Wirkung davon ausgeben, wenn wir so täten, als wären die Toten noch um uns. Vielleicht sind sie es dann wirklich.

Wir wissen so wenig über das Leben
und noch viel weniger über den Tod.
Vielleicht ist es nur ein Hinüberschweben
in ein anderes Sein ohne Angst und Not.
Die Geister der Toten sind uns so nah,
wie wir sie behandeln, als wären sie da!

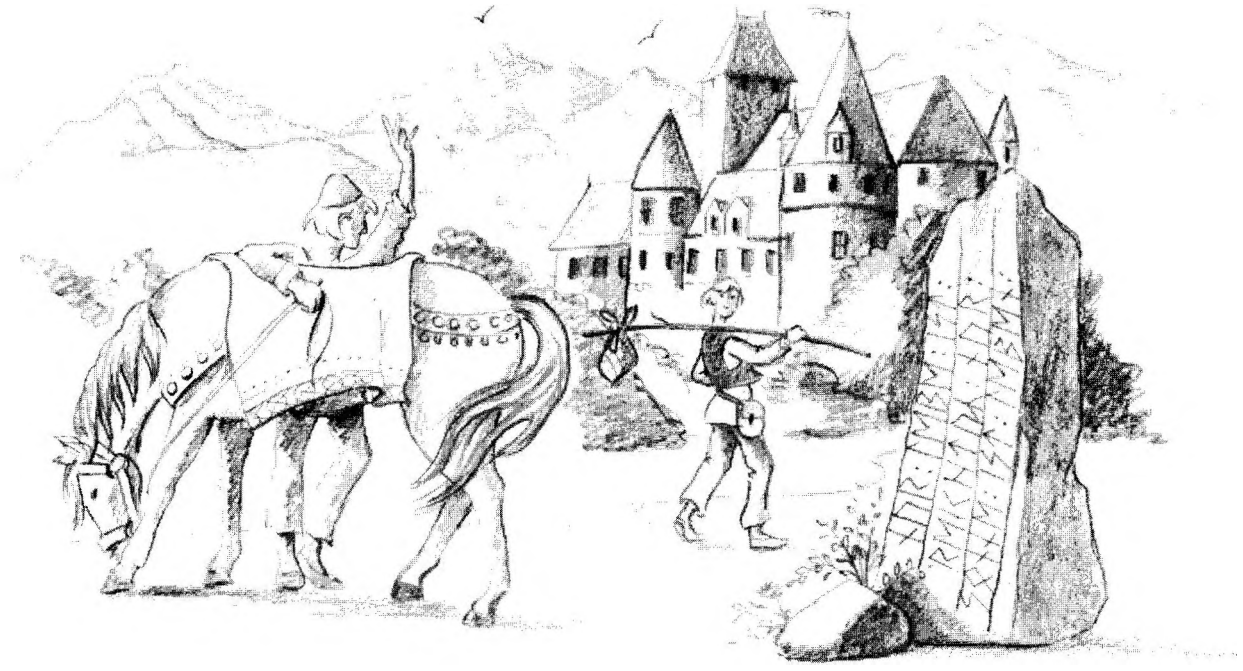
HANS IM GLÜCK

Es ist nicht die Geschichte des dummen Hans, der sich übertölpeln läßt und zuletzt arm da steht. Vielmehr ist dieses Märchen der Ausdruck vollkommener Lebensfreude und Lebensbejahung. Man kann es nicht ohne schmunzeln lesen, wie Hans nach sieben Jahren treuen Dienstes von seinen Herrn mit einem Klumpen Gold belohnt wird, so groß wie sein Kopf, und diesen schier, unermeßlichen Reichtum in sieben Stufen wieder verliert, aber dabei immer froher und freier wird. Der Klumpen Gold wird ihm zu schwer. Was nützt der größte Reichtum, der nicht in Lebensfreude umgesetzt wird? Also tauscht Hans ein Pferd dafür ein und erlebt das Hochgefühl des Reitens. Aber nicht lange, dann erscheint ihm eine Kuh, die Milch gibt, wertvoller und augenblicklich erhält er sie. Über den ersten Tausch war er ‚seelenfroh', jetzt willigte er mit ‚tausend Freu-den' ein. Doch mit der Kuh kommt er nicht zurecht und möchte lieber ein junges Schwein. Alles geht ihm nach Wunsch, auch als er eine Gans für das Schwein erhält. In jeder neuen Entwicklung sieht er nur das Gute, auch wenn er betrogen wird. Und schließlich schleppt er statt des ursprünglichen Goldklumpens einen gewöhnlichen Feldstein. Aber er schätzt sich glücklich, und ist das nicht mehr wert als alles Gold? Und: Hand aufs Herz: hat man je bemerkt, das mit wachsendem Wohlstand auch das Glück und die Zufriedenheit wuchsen? Wohl kaum! Hans hätte sich nach jedem Tausch ärgern müssen, wie nachteilig er abge-schnitten hat. Aber das Gegenteil ist der Fall: mit jedem Verlust wird er froher und freier, und als er schließlich auch noch die beiden Steine ver-liert, die er zum Scherenschleifen benutzen wollte, da dankte er Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art, und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich, gibt es keinen Menschen unter der Sonne." ‚Und mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.' Ist das nicht das wirkliche Glück. nach langer Zeit und aufregenden Erlebnissen wieder heim zu kommen? Nein, das ist nicht die Verherrlichung von Armut und Bedürfnislosigkeit oder Torheit. Hans hat alle seine Wünsche erfüllt bekommen und ausgekostet. Und wenn sie ihren Reiz verloren hatten, war er ohne Groll und wandte sich dem nächsten Erlebnis zu. Was braucht es mehr zum Glück?

Gold hat noch niemanden glücklich gemacht,
es bringt ihm meist nur Sorgen ein.
Wie Fafnir seinen Schatz bewacht,
so quält den reichen Angst und Pein.
Mach es lieber wie Hans im Glück
und freue dich jeden Augenblick!

Hans im Glück

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete „du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein," und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog ein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin-ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief „„ei, Hans warum läufst du auch zu Fuß?" „Ich muß ja wohl," antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heim zu tragen: es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mir's auf die Schulter." „Weißt du was," sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen."



„Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach „wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp hopp rufen. Hans war

seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an, mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Land-straße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich hertrieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät, wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterhergehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's noch nicht fehlen, so kann ich, sooft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags und Abendbrot, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dein Ding ist zu helfen" dachte Hans" „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter, aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche", rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war.

Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach „da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben, das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei," sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann, was gibt's für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer

so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört, Hans", sprach da der Metzger, „Euch zu liebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn Euch Eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben. Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gutgemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal", fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen!" „Ja," sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört," fing er darauf an, mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten: das Geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang, "Ach Gott," sprach er, „helft mit aus der Not, Ihr wißt hier herum besser Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort: der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Viertel-jahr, und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mit in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!" Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu. „Ich schleife die Schere und drehe geschwind, und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind." Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." „Ja," antwortete der Scherenschleifer, "das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann der, sooft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" „Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das hab ich für eine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die hab ich für ein Pferd bekommen." „Und

das Pferd?“ „Dafür hab ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben.“ „Und das Gold?“ „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt,“ sprach der Schleifer, „könnt Ihrs nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht. „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mit aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?“ „Wie könnt Ihr noch fragen“, antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld sooft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?“ reichte ihm die Gans hin, und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun,“ sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“ Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude, „ich muß in einer Glückshaut geboren sein,“ rief er aus „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden, auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weitergehen und mußte jeden Augenblick halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben, damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er’s, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpsten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art, und ohne daß sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So Glücklich wie ich,“ rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

DER JUNGE RIESE

Ein Bauer hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und wollte nicht weiter wachsen. Einmal, als der Bauer zum Pflügen aufs Feld ging, wollte der Sohn unbedingt mit und drängte so lange, bis der Vater ihn in der Tasche mitnahm. Draußen setzte er ihn in eine Furche und ging an die Arbeit. Da kam ein Riese daher, nahm den Däumling behutsam auf und ging mit ihm fort. Zu Hause ließ er ihn an seiner Brust saugen, und der Däumling wuchs und ward groß und stark nach Art der Riesen. Der Riese säugte ihn dreimal zwei Jahre, bis er den größten Baum ausreißen konnte, dann ließ er ihn wieder zu seinen Eltern gehen. Aber die erkannten ihn nicht wieder, sagten: „das ist nicht unser Sohn“ und hatten Angst vor ihm. Wegen seiner Größe war er auch nicht mehr satt zu kriegen und zog in die Welt, verdingte sich zuerst als Schmied, dann als Grobknecht. Und weil seine Arbeitgeber Geizhälse waren, forderte er keinen Lohn, sondern wollte ihnen nur einen Schlag versetzen. Davor hatten sie aber große Angst. Der Amtmann trachtete ihm sogar nach dem Leben, aber die Anschläge gingen fehl. Zuletzt erhielt der Amtmann einen Tritt und flog zum Fenster hinaus samt seiner Frau. Der junge Riese aber nahm seine Eisenstange und ging weiter.

Es ist ein merkwürdiges Märchen, fast eine verballhornte Siegfriedsage. Mit sei-ner Körperkraft haut er den Amboß in Grund und Boden und straft böse Menschen, die ihn hintergehen. Aber zuerst ist er ein Däumling und kann sich zu Hause nicht entfalten, nicht wachsen. Im engen Kreis verengert sich der Sinn. Wir müssen hinaus ins Leben, uns den Wind um die Nase wehen lassen, um die eigenen Kräfte kennenzulernen. Und was zuerst wie eine tödliche Gefahr aussieht, da er vom Riesen mitgenommen wird, erweist sich als die beste Schule des Lebens. Dort entwickelt er ungeahnte Kräfte. Tatsächlich lernen wir das, was an Fähigkeiten in uns steckt, oft erst in Ausnahmesituationen kennen. Die Lehr- und Wanderjahre sind die wichtigsten im Leben. Der Stubenhocker ver-kümmert an Leib und Seele. Ganz wichtig ist auch der Umgang, den wir pflegen. Wer immer nur mit kleinen, kleinlichen Menschen zu tun hat, wird selber kleinlich. Wer mit Riesen, Geistesriesen, großen Persönlich-keiten umgeht, wird selber groß im Denken und Handeln.

Als der Amtmann sich aus Angst vor den Schlägen loskaufen will und dem Jungen anbietet, selber Amtmann zu werden, sagt der entschieden: „Ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und will‘s bleiben, ich will aber auch austeilen, was bedungen ist.“ Sich selber treu bleiben, sich nicht verführen lassen, aber auf sein Recht bestehen!

Erst an der Grenze lernst du deine Kräfte kennen,
erst wo Gefahr droht, wird das Leben groß.
Die Kerze, die sich fürchtet vor dem Brennen,
hat ihren Zweck verfehlt, ist toter Zierat bloß.
Willst du das Leben im vollen genießen,
bleib nicht bei Zwergen, geh zu den Riesen!

Der Junge Riese

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer und wuchs in etlichen Jahren nicht ein Haarbreit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagte der Kleine: „Vater, ich will mit hinaus." „Du willst mit hinaus?" sprach der Vater. „Bleib du hier, dort bist du zu nichts nutz. Du könntest mir auch verlorengehen." Da fing der Däumling an zu weinen, und um Ruhe zu haben, steckte ihn der Vater in die Tasche und nahm ihn mit. Draußen auf dem Felde holte er ihn wieder heraus und setzte ihn in eine frische Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Riese daher. „Siehst du dort den großen Butzemann?" sagte der Vater und wollte den Kleinen schrecken, damit er artig wäre. „Der kommt und holt dich." Der Riese aber hatte mit seinen langen Beinen kaum ein paar Schritte getan, so war er bei der Furche. Er hob den kleinen Däumling mit zwei Fingern behut-sam in die Höhe, betrachtete ihn und ging, ohne ein Wort zu sprechen mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen und dachte nicht anders als sein Kind für verloren, also daß er's sein Lebtag nicht wieder mit Augen sehen würde. Der Riese aber trug es heim und ließ es an seiner Brust saugen, und der Däumling wuchs und ward Groß und Stark nach Art der Riesen. Nach Verlauf von zwei Jahren ging der Alte mit ihm in den Wald, wollte ihn versuchen und sprach: „Zieh dir eine Gerte heraus." Da war der Knabe schon so stark, daß er einen jungen Baum mit den Wurzeln aus der Erde riß. Der Riese aber meinte: „Das muß besser kommen", nahm ihn wieder mit und säug-te ihn noch zwei Jahre. Als er ihn versuchte, hatte seine Kraft schon so zugenommen, daß er einen alten Baum aus der Erde brechen konnte. Das war dem Riesen noch immer nicht genug, er säugte ihn abermals zwei Jahre, und als er dann mit ihm in den Wald ging und sprach: „Nun reiß einmal eine ordentliche Gerte aus", so riß der Junge den dicksten Eichenbaum aus der Erde, daß er krachte, und war ihm nur ein Spaß. „Nun ist's genug", sprach der Riese, „du hast ausgelernt", und führte ihn zurück auf den Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater stand da hinter dem Pflug, der junge Riese ging auf ihn zu und sprach: „Sieht Er wohl, Vater, was Sein Sohn für ein Mann geworden ist." Der Bauer erschrak und sagte: „Nein, du bist mein Sohn nicht, ich will dich nicht, geh weg von mir, geh weg von mir."

„Freilich bin ich Sein Sohn, laß Er mich an die Arbeit, ich kann pflügen, so gut als Er und noch besser." „Nein, nein, du bist mein Sohn nicht, du kannst auch nicht pflügen". Weil er sich aber vor dem großen Mann fürchtete, ließ er den Pflug los, trat zurück und setzte sich zur Seite ans Land. Da nahm der Junge das Geschirr und drückte bloß mit einer Hand darauf, aber der Druck war so gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde ging. Der Bauer konnte das nicht mit ansehen und rief ihm zu: „Wenn du pflügen willst, mußt du nicht so gewaltig drücken, das gibt schlechte Arbeit." Der Junge aber spannte die Pferde aus,

zog selber den Pflug und sagte: „Geh Er nur nach Haus, Vater, und laß Er die Mutter eine große Schüssel voll Essen kochen, ich will derweil den Acker schon umreißen." Da ging der Bauer heim und bestellte das Essen bei seiner Frau; der Junge aber pflügte das Feld, zwei Morgen groß, ganz allein, und dann spannte er sich auch selber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte sie auf die Schultern und hinten und vorn eine Egge darauf und hinten und vorn auch ein Pferd und trug das alles, als wäre es ein Bund Stroh, nach seiner Eltern Haus.

Wie er in den Hof kam, erkannte ihn seine Mutter nicht und fragte: „Wer ist der entsetzliche große Mann?" Der Bauer sagte „Das ist unser Sohn." Sie sprach: „Nein, unser Sohn ist das nimmermehr, so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding." Sie rief ihm zu: „Geh fort, wir wollen dich nicht". Der junge schwieg still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu, alles wie sich's gehörte. Als er fertig war, ging er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte „Mutter, nun hätte ich Lust zu essen, ist's bald fertig?" Da sagte sie „ja" und brachte zwei große, große Schüsseln voll herein, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage lang satt ge-habt. Der Junge aber aß sie allein auf und fragte, ob sie nicht mehr vorsetzen könnte? „Nein" sagte sie, „das ist alles, was wir haben." „Das war ja nur zum Schmecken, ich muß mehr haben." Sie getraute nicht ihm zu widerstehen, ging hin und setzte einen großen Schweinekessel voll übers Feuer, und wie es gar war, trug sie es herein.

„Endlich kommen noch ein paar Brocken“ sagte er und aß alles hinein; es war aber doch nicht genug seinen Hunger zu stillen. Da sprach er „Vater, ich sehe wohl, bei Ihm werd‘ ich nicht satt, will Er mir einen Stab von Eisen verschaffen, der stark ist und den ich vor meinen Knien nicht zerbrechen kann, so will ich fort in die Welt gehen.“ Der Bauer war froh, spannte seine zwei Pferde vor den Wagen und holte bei dem Schmied einen Stab, so groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fortschaffen konnten. Der Junge nahm ihn vor die Knie, und ratsch, brach er ihn wie eine Bohnenstange in der Mitte entzwei und warf ihn weg. Der Vater spannte vier Pferde vor und holte einen Stab, so groß und dick, als ihn die vier Pferde fortschaffen konnten. Der Sohn knickte auch die-sen vor dem Knie entzwei, warf ihn hin und sprach: „Vater, der kann mir nicht helfen. Er muß besser vorspannen und einen stärkern Stab holen.“ Da spannte der Vater acht Pferde vor und holte einen, so groß und dick, als ihn die acht Pferde herbeifahren konnten. Wie der Sohn den in die Hand nahm, brach er gleich oben ein Stück davon ab und sagte: „Vater, ich sehe, Er kann mir keinen Stab anschaffen, wie ich ihn brauche, ich will nicht länger bei Ihm bleiben.“ Da ging er fort und gab sich für einen Schmiedegesellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Geizmann, gönnte keinem Menschen etwas und wollte alles allein haben; zu dem trat er in die Schmiede und fragte, ob er keinen Gesellen brauchte. „Ja“, sagte der Schmied, sah ihn an und dachte: Das ist ein tüchtiger Kerl, der wird gut vorschlagen und sein Brot verdienen. Er fragte: „Wieviel willst du Lohn haben?“ „Gar keinen will ich haben“, antwortete er, „nur alle vierzehn Tage, wenn die anderen Gesellen ihren Lohn bezahlt kriegen, will ich dir zwei Streiche geben, die mußt du aushalten!“. Das war der Geizmann von Herzen zufrieden und dachte damit viel Geld zu sparen. Am andern Morgen sollte der fremde Geselle zuerst vorschlagen, wie aber der Meister den glühenden Stab brachte und jener den ersten Schlag tat, so flog das Eisen voneinander, und der Amboß sank in die Erde, so tief, daß sie ihn gar nicht wieder herausbringen konnten. Da ward der Geizmann bös und sagte: „Ei was, dich kann ich nicht brauchen, du schlägst gar zu grob, was willst du für den einen Zuschlag haben?“ Da sprach er: „Ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts!.“ Und hob seinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über viele Fuder Heu hinausflog. Darauf suchte er sich den dicksten Eisenstab aus, der in der Schmiede war, nahm ihn als einen Stock in die Hand und ging weiter. Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Vorwerk und fragte den Amtmann, ob er keinen Großknecht nötig hätte.

„Ja“ sagte der Amtmann, „ich kann einen brauchen; du siehst aus wie ein tüchtiger Kerl, der schon was vermag, wieviel willst du Jahreslohn haben?“ Er antwortete wiederum, er verlangte gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollte er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Amtmann zufrieden, denn er war auch ein Geizhals. Am andern Morgen, da sollten die Knechte ins Holz fahren, und die andern Knechte waren schon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an: „Steh auf, es ist Zeit wir wollen ins Holz, und

du mußt mit.“ „Ach“, sagte er ganz grob und trotzig, „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Da gingen die andern zum Amtmann und erzählten ihm, der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit ins Holz fahren. Der Amtmann sagte, sie sollten ihn noch einmal wecken und ihn heißen die Pferde vorspannen. Der Großknecht sprach aber wie vorher: „Geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da stieg er endlich aus den Federn, holte sich aber erst zwei Scheffel voll Erbsen vom Boden, kochte sich einen Brei und aß den mit guter Ruhe, und wie das alles geschehen war, ging er hin, spannte die Pferde vor und fuhr ins Holz. Nicht weit vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erst vorwärts, dann mußten die Pferde stillehalten, und er ging hinter den Wagen, nahm Bäume und Reisig und machte da eine große Hucke, so daß kein Pferd durchkommen konnte. Wie er nun vors Holz kam, fuhren die andern eben mit ihren beladenen Wagen heraus und wollten heim, da sprach er zu ihnen: „Fahrt nur hin, ich komme doch eher als ihr nach Haus.“ Er fuhr gar nicht weit ins Holz, riß gleich zwei der allergrößten Bäume aus der Erde, warf sie auf den Wagen und drehte um. Als er vor der Hucke anlangte, standen die andern noch da und konnten nicht durch. „Seht ihr wohl“, sprach er, „wärt ihr bei mir geblieben, so wärt ihr ebenso schnell nach Haus gekommen und hättet noch eine Stunde schlafen können.“ Er wollte nun zufahren, aber seine Pferde konnten sich nicht durcharbeiten, da spannte er sie aus, legte sie oben auf den Wagen, nahm selber die Deichsel in die Hand, und hüf! zog er alles durch, und das ging so leicht, als hätt‘ er Federn geladen. Wie er drüben war, sprach er zu den andern: „Seht ihr wohl, ich bin schneller hindurch als ihr“, fuhr weiter und die andern mußten stehenbleiben. In dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand, zeigte ihn dem Amtmann und sagte: „Ist das nicht ein schönes Klafterstück?“ Da sprach der Amtmann zu seiner Frau: „Der Knecht ist gut, wenn er auch lang schläft, er ist doch eher wieder da als die andern.“ Nun diente er dem Amtmann ein Jahr. Wie das herum war und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, sprach er, es wäre Zeit, er wollte sich auch seinen nehmen. Dem Amtmann ward aber angst vor den Streichen, die er kriegen sollte, und bat ihn inständig, er möchte sie ihm schenken, lieber wollte er selbst Großknecht werden, und er sollte Amtmann sein. „Nein“ sprach er, „ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und will’s bleiben, ich will aber austeilen, was bedungen ist.“ Der Amtmann wollte ihm geben, was er nur verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu allem „nein“. Da wußte sich der Amtmann nicht zu helfen und bat ihm um vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinnen. Der Großknecht sprach, die Frist sollte er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, sie sollten sich bedenken und ihm einen Rat geben. Die Schreiber besannen sich lange, endlich sagten sie, vor dem Großknecht wäre niemand seines Lebens sicher, der schlüge einen Menschen wie eine Mücke tot. Er sollte ihn heißen in den Brunnen steigen und ihn reinigen; wenn er unten

wäre, wollten sie einen von den Mühlensteinen, die da lägen, herbei rollen und ihm auf den Kopf werfen, dann würde er nicht wieder an des Tages Licht kommen. Der Rat gefiel dem Amtmann, und der Großknecht war bereit, in den Brunnen hinabzusteigen. Als er unten auf dem Grund stand, rollten sie den größten Mühlenstein hinab und meinten, der Kopf wäre ihm eingeschlagen, aber er rief: „Jagt die Hühner vom Brunnen weg, die kratzen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann." „Da rief der Amtmann „Husch! Husch!" und tat, als scheuchte er die Hühner weg. Als der Großknecht mit seiner Arbeit fertig war, stieg er herauf und sagte: „Seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband um", da war es der Mühlenstein, den er um den Hals trug. Der Großknecht wollte jetzt seinen Lohn nehmen, aber der Amtmann bat wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit. Die Schreiber kamen zusammen und gaben den Rat, er solle den Großknecht in die verwünschte Mühle schicken, um dort in der Nacht Korn zu mahlen; von da wäre noch kein Mensch morgens lebendig herausgekommen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann, er rief den Großknecht noch denselben Abend und hieß ihn acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch mahlen; sie hätten's nötig. Da ging der Großknecht auf den Boden und tat zwei Malter in seine rechte Tasche, zwei in die linke, vier nahm er in einem Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust und ging also beladen nach der verwünschten Mühle. Der Müller sagte ihm, bei Tag könnte er recht gut da mahlen, aber nicht in der Nacht, da wäre die Mühle verwünscht, und wer da noch hineingegangen wäre, den hätte man am Morgen tot darin gefunden. Er sprach: „Ich will schon durchkommen, macht Euch nur fort und legt Euch aufs Ohr." Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn auf. Gegen elf Uhr ging er in die Müllerstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein Weilchen da gesessen hatte, tat sich auf einmal die Tür auf, und kam eine große, große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da, der's auftrug. Und danach rückten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Finger, die hantierten mit den Messern und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sonst konnte er nichts sehen. Da er hungrig war und die Speisen sah, so setzte er sich auch an die Tafel, aß mit und ließ sich's gut schmecken. Als er satt war und die andern ihre Schüsseln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal alle ausgeputzt, das hörte er deutlich, und wie's nun stockfinster war, so kriegte er so etwas wie eine Ohrfeige ins Gesicht. Da sprach er „Wenn noch einmal so etwas kommt, so teil ich auch wieder aus." Und wie er zum zweiten Mal eine Ohrfeige kriegte, da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er nahm nichts umsonst, sondern gab reichlich zurück und schlug nicht faul um sich herum; bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der Müller aufgestanden war, wollt' er nach ihm sehen und verwunderte sich, daß er noch lebte. Da sprach er „Ich habe mich satt gegessen, habe Ohrfeigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgeteilt." Der Müller freute

sich und sagte, nun wäre die Mühle erlöst, und wollte ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber „Geld will ich nicht, ich habe doch genug." Dann nahm er sein Mehl auf den Rücken, ging nach Haus und sagte dem Amtmann, er hätte die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedungenen Lohn haben. Wie der Amtmann das hörte, da ward ihm erst recht angst; er wußte sich nicht zu lassen, ging in der Stube auf und ab, und die Schweißtropfen liefen ihm von der Stirne herunter. Da machte er das Fenster auf nach frischer Luft, eh er sich's aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Luft hinein flog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Amtmanns „Kommt er nicht wieder, so müßt Ihr den andern Streich hinnehmen!" Sie rief: „Nein, nein, ich kann's nicht aushalten", und machte das andere Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirne herunterliefen. Da gab er ihr einen Tritt, daß sie gleichfalls hinausflog und da sie leichter war, noch viel höher als ihr Mann. Der Mann rief „Komm doch zu mir", sie aber rief „Komm du zu mir, ich kann nicht zur dir." Und sie schwebten da in der Luft, und konnte keins zum andern kommen, und ob sie da noch schweben, daß weiß ich nicht; der junge Riese aber nahm seine Eisenstange und ging weiter.

RAPUNZEL

Es ist die Geschichte von der Urkraft des Lebens, das über Hoffnungslosigkeit und Gefahren triumphiert. Ein Mann und eine Frau hatten sich lange vergeblich ein Kind gewünscht. Als es sich schließlich ankündigt, soll es ihnen von der Zauberin genommen werden. Wer ist diese Zauberin? Sie hat einen prächtigen Garten voll der schönsten Blumen und Kräuter, sie hat große Macht und ward von aller Welt gefürchtet. Sie hilft wohl der Frau in ihrem beschwerlichen Zustand, läßt sie von den köstlichen Rapunzeln essen, nach denen sie so verlangt, aber dafür nimmt sie das Kind. „Es soll ihm gut gehen, ich will für es sorgen wie eine Mutter." Aber mit 12 Jahren sperrt sie Rapunzel, das schönste Mädchen unter der Sonne, in einen Turm, der in einem Walde lag und weder Treppe noch Tür hatte. Jahrhunderte lang nahm so die Kirche die Kinder und sperrte sie in Klöster, daß ihre Lebenskraft verwelkte. Doch selbst aus der tiefsten Einsamkeit und durch die dicksten Mauern drang noch der Ruf des Lebens nach außen. Der Sohn des Königs hörte die süße Stimme und sah die prächtigen Haare von Rapunzel, die wie fein gesponnen Gold zwanzig Ellen tief vom Turm herabhingen. Diese wenigen Anzeichen genügen, um eine Leidenschaft in ihm zu entfachen, mit der er alle Mauern überwindet. Zunächst ist Rapunzel erschrocken über den stürmischen Liebhaber, doch dann siegt das Leben („Der wird mich lieber haben als die alte Frau") und sie planen die Flucht. Es erinnert an die Entführung der Nonnen durch Martin Luther. Als die Zauberin von dem Verhältnis erfährt, ruft sie: „Ach du gottloses Kind! Ich dachte, ich hätte dich von aller Welt geschieden, und du hast mich doch betrogen." Jahrhunderte lang wurde das gepredigt: Sehnsucht nach Leben und Liebe ist ‚gottlos', ‚sich von der Welt scheiden' höchste Tugend. Rapunzel wird in die fernste Einöde verbannt, der Königssohn irrt blind vor Gram durch die Welt. Aber das Leben ist stärker als alle Dogmen und Bannflüche. Rapunzel hat Zwillinge zur Welt gebracht, um das verlorene Leben wieder einzuholen und der Königssohn findet sie wieder, um sie in ‚sein Reich' zu holen, in dem sie lange und vergnügt leben. Heute wird die Lebenskraft unseres Volkes nicht durch Klöster stranguliert, sondern durch Pille und Abtreibung. Aber so wie das Leben stärker war als mittelalterlicher Aberglaube, Klöster und Hexenverfolgung, so wird es auch über den modernen Aberglauben von Wohlstand und Bequemlichkeit und über alle Todesstatistiken triumphieren.

Wie die Statistiker uns sagen,
so stirbt das deutsche Volk bald aus:
statt sich mit Kindern abzuplagen,
schwelgt unser Volk in Saus und Braus.
Doch hat man das Leben fast abgeschafft,
dann bricht es hervor mit doppelter Kraft!

Rapunzel

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wünschten sich schon lange vergeblich ein Kind, endlich machte sich die Frau Hoffnung, der liebe Gott werde ihren Wunsch erfüllen. Die Leute hatte in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnte man in einen prächtigen Garten sehen, der voll der schönsten Blumen und Kräuter stand; er war aber von einer hohen Mauer umgeben und niemand wagte hineinzugehen, weil er einer Zauberin gehörte die große Macht hatte und von aller Welt gefürchtet ward. Eines Tags stand die Frau an diesem Fenster und sah in den Garten hinab. Da erblickte sie ein Beet, das mit den schönsten Rapunzeln bepflanzt war und sie sahen so frisch und grün aus, daß sie lüstern ward und das größte Verlangen empfand von den Rapunzeln zu essen. Das Verlangen nahm jeden Tag zu, und da sie wußte, daß sie keine davon bekommen konnte, so fiel sie ganz ab, sah blaß und elend aus. Da erschrak der Mann und fragte: „Was fehlt dir, liebe Frau?“ „Ach“ antwortete sie, „wenn ich keine Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Hause zu essen kriege, so sterbe ich.“ Der Mann, der sie lieb hatte, dachte: Ehe du deine Frau sterben lässest, holst du ihr von den Rapunzeln, es mag kosten was es will. In der Abenddämmerung stieg er also über die Mauer in den Garten der Zauberin, stach in aller Eile eine Handvoll Rapunzeln und brachte sie seiner Frau. Sie machte sich sogleich Salat daraus und aß sie in voller Begierde auf. Sie hatten ihr aber so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Sollte sie Ruhe haben, so mußte der Mann noch einmal in den Garten steigen. Er machte sich also in der Abenddämmerung wieder hinab. Als er aber die Mauer herabgeklettert war, erschrak er gewaltig, denn er sah die Zauberin vor sich stehen. „Wie kannst du es wagen“ sprach sie mit zornigem Blick, „in meinen Garten zu steigen und wie ein Dieb mir meine Rapunzeln zu stehlen? Das soll dir schlecht bekommen!“ „Ach“, antwortete er, laßt Gnade für Recht ergehen, ich habe mich nur aus Not dazu entschlossen. Meine Frau hat Eure Rapunzeln aus dem Fenster erblickt und empfindet ein so großes Gelüsten, daß sie sterben würde wenn sie nicht davon zu essen bekommt.“ Da ließ die Zauberin in ihrem Zorne nach und sprach zu ihm:

„Verhält es sich so, wie du sagst, so will ich dir gestatten, Rapunzeln mitzunehmen, soviel du willst; allein ich mache eine Bedingung: Du mußt mir das Kind geben, das deine Frau zur Welt bringen wird. Es soll ihm gut gehen und ich will für es sorgen wie eine Mutter.“

Der Mann sagte in der Angst alles zu und als die Frau in Wochen kam, so erschien sogleich die Zauberin gab dem Kinde den Namen Rapunzel und nahm es mit sich fort. Rapunzel ward das schönste Kind unter der Sonne. Als es zwölf Jahre alt war, schloß es die Zauberin in einen Turm, der in einem Walde lag und weder Treppe noch Türe hatte; nur ganz oben war ein kleines

Fensterchen. Wenn die Zauberin hinein wollte, so stellte sie sich unten hin und rief: „Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter!“ Rapunzel hatte lange prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold. Wenn sie nun die Stimme der Zauberin vernahm, so band sie ihre Zöpfe los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken, und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief herunter, und die Zauberin stieg daran hinauf. Nach ein paar Jahren trug es sich zu, daß der Sohn des Königs durch den Wald ritt und an dem Turm vorüberkam. Da hörte er einen Gesang, der war so lieblich, daß er stillhielt und horchte. Das war Rapunzel, die in ihrer Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieb, ihre süße Stimme erschallen zu lassen. Der Königssohn wollte zu ihr hinaufsteigen und suchte nach einer Türe des Turms, aber es war keine zu finden. Er ritt heim. Doch der Gesang hatte ihm so sehr das Herz gerührt, daß er jeden Tag hinaus in den Wald ging und zuhörte. Als er einmal so hinter einem Baum stand, sah er, daß eine Zauberin herankam und hörte wie sie hinaufrief: „Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter!“ Da ließ Rapunzel die Haarflechten herab und die Zauberin stieg zu ihr hinauf. „Ist das die Leiter auf welcher man hinaufkommt, so will ich auch einmal mein Glück versuchen.“ Und den folgenden Tag, als es anfing dunkel zu werden, ging er zu dem Turme und rief: „Rapunzel, Rapunzel, Laß mir dein Haar herunter!“ Alsbald fielen die Haare herab, und der Königssohn stieg hinauf. Anfangs erschrak Rapunzel gewaltig, als ein Mann zu ihr hereinkam, wie ihre Augen noch nie einen erblickt hatten. Doch der Königssohn fing an, ganz freundlich mit ihr zu reden, und erzählte ihr, daß von ihrem Gesang sein Herz so sehr sei bewegt worden, daß es ihm keine Ruhe gelassen und er sie selbst habe sehen müssen. Da verlor Rapunzel ihre Angst, und als er sie fragte, ob sie ihn zum Manne nehmen wollte, und sie sah, daß er jung und schön war, so dachte sie: Der wird mich lieber haben als die alte Frau Gotel und sagte „Ja“ und legte ihre Hand in seine Hand. Sie sprach: „Ich will gerne mit dir gehen, aber ich weiß nicht, wie ich herabkommen kann. Wenn du kommst, so bring jedesmal einen Strang Seide mit, daraus will ich eine Leiter flechten, und wenn die fertig ist, so steige ich herunter, und du nimmst mich auf dein Pferd.“ Sie verabredeten, daß er bis dahin alle Abende zu ihr kommen sollte: Denn bei Tag kam die Alte. Die Zauberin merkte auch nichts davon, bis einmal Rapunzel anfing und zu ihr sagte: „Sag Sie mir doch, Frau Gotel, wie kommt es nur, Sie wird mir viel schwerer heraufzuziehen als den jungen Königssohn, der ist in einem Augenblick bei mir?“ „Ach du gottloses Kind!“ rief die Zauberin, „was muß ich von dir hören; ich dachte, ich hatte dich von aller Welt geschieden, und du hast mich doch betrogen!“ In ihrem Zorn packte sie die schönen Haare der Rapunzel, schlug sie ein paarmal um ihre linke Hand, griff eine Schere mit der rechten, und ritsch, ratsch, waren sie abgeschnitten, und die schönen Flechten lagen auf der Erde. Und sie war so unbarmherzig, daß sie die arme Rapunzel in eine Wüstenei brachte, wo sie in großem Jammer und Elend leben mußte. Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte abends die Zauberin die abgeschnittenen Flechten

oben am Fensterhaken fest, und als der Königssohn kam und rief: „Rapunzel, Rapunzel, laß mir dein Haar herunter!“ so ließ sie die Haare hinab. Der Königssohn stieg hinauf, aber er fand oben nicht seine liebste Rapunzel, sondern die Zauberin, die ihn mit bösen und giftigen Blicken ansah. „Aha“, rief sie höhnisch, „du willst die Frau Liebste holen, aber der schöne Vogel sitzt nicht mehr im Nest und singt nicht mehr, die Katze hat ihn geholt und wird dir auch noch die Augen auskratzen. Für dich ist Rapunzel verloren, du wirst sie nie wieder erblicken!“

Der Königssohn geriet außer sich vor Schmerzen, und in der Verzweiflung sprang er den Turm herab. Das Leben brachte er davon, aber die Dornen, in die er fiel, zerstachen ihm die Augen. Da irrte er blind im Wald umher, aß nichts als Wurzeln und Beeren und tat nichts als jammern und weinen über den Verlust seiner liebsten Frau. So wanderte er einige Jahre im Elend umher und geriet endlich in die Wüstenei, wo Rapunzel mit den Zwillingen, die sie geboren hatte, einem Knaben und einem Mädchen, kümmerlich lebte. Er vernahm eine Stimme, und sie deuchte ihm so bekannt. Da ging er darauf zu und wie er herankam, erkannte ihn Rapunzel und fiel ihm um den Hals und weinte. Zwei von ihren Tränen aber benetzten seine Augen, da wurden sie wieder klar, und er konnte damit sehen wie sonst. Er führte sie in sein Reich, wo er mit Freude empfangen ward, und sie lebten noch lange glücklich und vergnügt.

DER GEVATTER TOD

Ein armer Mann sucht in seiner Not einen Gevatter, der für das Kind sorgen kann. Der liebe Gott paßt ihm nicht, weil der die Armen hungern läßt. Der Teufel paßt ihm nicht, weil der betrügt und verführt. Der Tod als Gevatter ist gerade recht, weil der alle gleich macht. Der Tod nimmt das Amt an und sorgt vorbildlich für seinen Paten, er gibt ihm ein Heilkraut,mit dem er jede Krankheit heilen kann, wenn der Tod es will. Das ist die einzige Bedingung. Steht der Tod zu Füßen eines Kranken, so muß er sterben. Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Aber als der König schwer krank ist und sterben soll, versucht der Arzt, den Tod zu überlisten, dreht den Kranken herum, daß der Tod nun zu Häupten steht. Der König wird gesund, aber der Arzt hat es mit seinem Gevatter verdorben, der ihm droht, im Wiederholungsfalle müßte er selber dran glauben. Es kommt, wie es kommen muß. Als die Tochter des Königs erkrankt und sterben soll, versucht es der Arzt noch einmal gegen die Drohung des Todes, denn die Tochter ist gar zu schön und ist ihm zur Frau versprochen. Er kann sie gegen alle Regeln der Kunst heilen, aber er selber wird vor sein Lebenslicht geführt, das gerade am Verlöschen ist. Nun hilft kein Bitten und Zureden mehr. Der Tod muß sein Opfer haben. Immer wieder wird in den Märchen dargestellt, daß man mit Gott, Tod und Teufel rechten und ringen kann, manchmal erfolgreich. Wir sind nicht einem blinden Schicksal ausgeliefert, das wie eine Uhr abläuft. Gott kann man ‚erweichen', dem Teufel etwas abhandeln, den Tod mal überlisten. Aber dann gibt es Grenzen, die unverrückbar sind. Nach germanischer Auffassung sind auch die Götter dem Schicksal unterworfen. Der Tod ‚bedient' zwar die Lebenslichter, kann sie aber nicht willkürlich aufstellen. Ihre Länge ist vorgegeben. Vielleicht kann er in Ausnahmefällen noch einmal ein neues anzünden. Dann sprechen wir von einem Wunder oder einer Wiederbelebung. Aber der nächste Termin kommt bestimmt und der ist endgültig! Oft erscheint er uns zu früh. Wir sind nicht bereit oder zu jung. Aber der Gevatter ist unerbittlich. Alles Leben muß dahin und neuem Platz machen. So ist alles Leben von Tragik und Trauer umhüllt. Aber ist es nicht auch gut so? Wo sollten denn die vielen Menschen hin, wenn alle unsterblich wären? Ist es nicht bei aller Tragik doch weise? In Bereitschaft sein ist alles.

Mit Tod und Teufel mußt du fechten!
Das Schicksal ist nicht taub und blind;
auch mit den Göttern kannst du rechten
in Grenzen, die gegeben sind.
Und wenn der letzte Tag anbricht,
hast du gelebt und jammerst nicht.

Der Gevatter Tod

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm „armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden." Der Mann sprach: „Wer bist du?" „Ich bin der liebe Gott." „So begehr ich dich nicht zu Gevatter" sagte der Mann, „du gibst dem Reichen und lassest den Armen hungern. Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchst du? Willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und Fülle und alle Lust der Welt dazu geben." Der Mann fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Teufel." „So begehr ich dich nicht zum Gevatter", sprach der Mann, „du betrügst und verführst die Menschen." Er ging weiter, da kam der dürrbeinigeTod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zu Gevatter." Der Mann fragte „Wer bist du?" „Ich bin der Tod, der alle gleich macht. Da sprach der Mann „Du bist der rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann sein." Der Tod antwortete „Ich will dein Kind reich und berühmt machen, denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen." Der Mann sprach: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein." Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und stand ganz ordentlich Gevatter.
Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und sprach: „Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen: steh ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und gibst du ihm dann von jenem Kraut ein, so wird er genesen; steh ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du mußt sagen, alle Hilfe sei umsonst, und kein Arzt in der Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen."
Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. ‚Er braucht nur den Kranken anzusehen, so weiß er schon, wie es steht, ob er wieder gesund wird, oder ob er sterben muß,' so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Gold, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, daß der König erkrankte: der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, so stand der Tod zu den Füßen

des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. „Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte", dachte der Arzt, „er wirds freilich übelnehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu: ich wills wagen." Er faßte also den Kranken und legte ihn verkehrt, so daß der Tod zu Häupten desselben zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsteres Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte „du hast mich hinter das Licht geführt: diesmal will ich dirs nachsehen, weil du mein Pate bist, aber wagst du das noch einmal, so geht dirs an den Kragen, und ich nehme dich selbst mit fort."
Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekanntmachen, wer sie vom Tode errettete, der sollte ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück, ihr Gemahl zu werden, betörten ihn so, daß er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Faust drohte; er hob die Kranke auf, und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald röteten sich ihre Wangen, und das Leben regte sich von neuem.
Der Tod, als er sich zum zweitenmal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: „Es ist aus mit dir, und die Reihe kommt nun an dich", packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, daß er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in eine unterirdische Höhle. Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloschen einige, und andere brannten wieder auf, also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel hin und herzuhüpfen schienen. „Siehst du" sprach der Tod, „das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen." - „Zeige mir mein Lebenslicht" sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte „siehst du, da ist es." „Ach, lieber Pate" sagte der erschrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, tut mirs zuliebe, damit ich meines Lebens genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königstochter." „Ich kann nicht" antwortete der Tod, „erst muß eins verlöschen, eh ein neues anbrennt." „So setzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist", bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches großes Licht herbei, aber weil er sich rächen wollte, versah er's beim Umstecken absichtlich, und das Stückchen fiel um und verlosch. Alsbald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten.

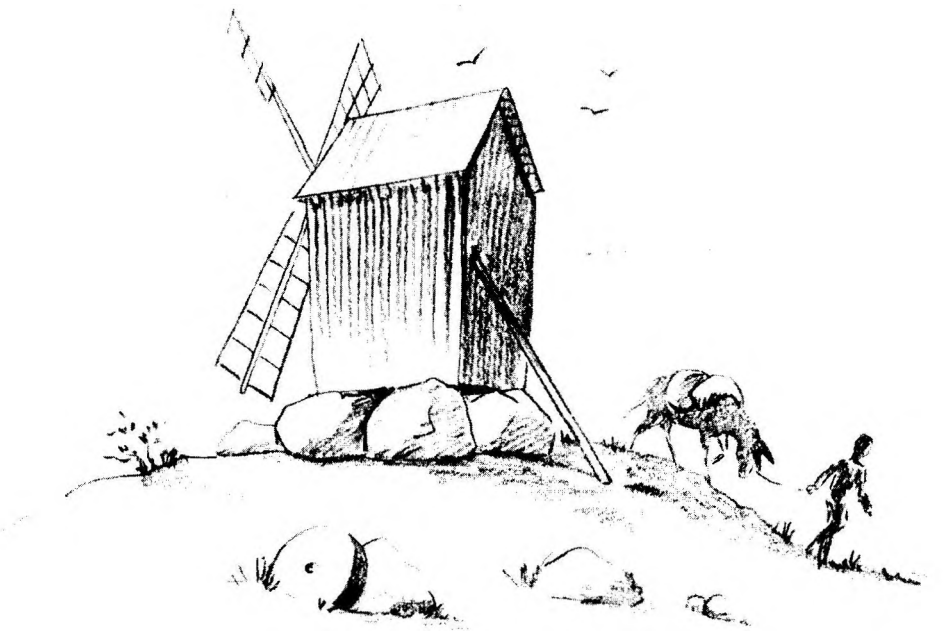
DER GESTIEFELTE KATER

Ein Müller hatte drei Söhne, seine Mühle, einen Esel und einen Kater. Die Söhne mußten mahlen, der Esel Säcke tragen und der Kater Mäuse fangen. Als der Müller starb, bekam der Älteste die Mühle, der Zweite den Esel und der Jüngste den Kater. Was sollte er mit dem Kater? „Soll ich aus seinem Fell ein Paar Handschuhe machen lassen?", dachte er laut. Der Kater hatte alles verstanden und sagte: „Du brauchst mich nicht zu töten um ein Paar schlechte Handschuhe. Laß mir ein Paar Stiefel machen, damit ich nach etwas aussehe; dann soll dir bald geholfen sein." Also noch mehr Geld ausgeben für ein vages Versprechen? Aber ist es nicht oft so, daß wir das Letzte wagen müssen, um etwas zu gewinnen? Der Junge hatte gesunden Verstand und nichts mehr zu verlieren, so läßt er sich auf den Handel ein und gewinnt damit einen guten Ratgeber und gewitzten Diplomaten. Wenn wir selber nicht weiter wissen oder die Grenzen unserer Fähigkeiten erkannt haben, ist es oft das Beste, einem anderen die Führung zu überlassen. So hat Kaiser Wilhelm auf Bismarck gehört und ihn das Reich schmieden lassen, was er selber nie gekonnt hätte. Der Kater erweist sich als vollendeter Diplomat, gewinnt das Vertrauen des Königs und nutzt geschickt dessen Schwächen aus. Auch hier spielt das Bluffen eine große Rolle wie in vielen Märchen. Der Kater gaukelt allen vor, daß sein Herr, der arme Müllerbursche, ein reicher Graf sei mit großen Ländereien. Früher hielt man Manöver und Truppenparaden ab, um durch vorgetäuschte Stärke den Gegner vom Krieg abzuschrecken. Dient der Bluff da nicht einem guten Zweck? So gewinnt der Kater seinem Herrn großen Reichtum, eine Prinzessin und ein Reich. Der Schlüssel zu dem Erfolg lag ganz einfach darin, daß der Junge bereit war, sein Tier nicht nur als Sache, als materiellen Wert, als Pelzlieferanten oder lebende Mausefalle zu betrachten, sondern als lebendes Wesen, mit einer Seele, als Helfer in der Not. Tiere sind eben etwas anderes als Wirtschaftsartikel. Manch Tier ist der beste Trost für einsame Menschen, ein treuer Kamerad, mit dem er Zwiesprache halten kann. Und wie oft hat ein Tier unter Einsatz des eigenen Lebens seinen Herrn gerettet. Wie öde wäre die Welt, wenn wir alle Wesen um uns herum nur nach wirtschaftlichem Wert beurteilten und damit verurteilten, nur noch Ausbeutungsobjekte, Industrielieferanten zu sein. Und wie reich können wir sein, wenn wir mit allen Geschöpfen wieder Zwiesprache halten!

Es ist ja nicht wahr, daß wir wählen müssen
zwischen Armut oder immer mehr Industrie,
dazwischen liegt das uralte Wissen von
maßvollem Wohlstand und Harmonie.
Freude und Reichtum spendet uns nur
die herrliche, schöne, beseelte Natur.

Der gestiefelte Kater

Ein Müller starb und hinterließ seinen drei Söhnen eine Mühle, einen Esel und einen großen grauen Kater. Die Teilung war bald gemacht; der älteste nahm die Mühle, der zweite den Esel, und dem jüngsten blieb nichts als der Kater. Das schien dem armen Burschen gar zuwenig. „Meine Brüder", seufzte er, „können sich zusammentun und auf ehrliche Weise ihr Brot verdienen; was aber soll aus mir werden, wenn der Mäusejäger aufgezehrt ist und ich mir aus seinem Felle eine Mütze gemacht habe?" Der Kater hatte aufmerksam zugehört; aber da er die Not seines Herrn sah, war er über das Los, getötet zu werden, gar nicht erzürnt! Er machte ein ernstes, entschlossenes Gesicht und sprach: „Seid nicht so traurig! Gebt mir nur einen leeren Mehlsack und ein Paar Stiefel, mit denen ich über Stock und Stein springen kann, und Ihr sollt bald sehen, daß Ihr nicht so arm seid, als Ihr glaubt." Ob dieser Worte verwunderte sich der arme Müllerbursche gar sehr; doch als er an die große Schlauheit seines Katers dachte, der sich mit den Hinterfüßen an einen Kleiderhaken hängte oder sich wie tot in eine Mehlkiste legte, um Ratten und Mäuse zu fangen, zog die Hoffnung, durch sein Tier aus dem Elend befreit zu werden, wie ein flüchtiger Sonnenstrahl durch seine Gedanken, und er gab ihm, was er verlangte.



Mutig zog der Kater die Stiefel an, warf den Sack über seine Schulter, nahm die Schnüre in die Vorderpfoten und ging in ein Gebüsch, wo er Kaninchen in großer Zahl gesehen hatte. Er breitete den Sack aus, tat frische Kohlblätter hinein und legte sich wie tot daneben. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein junges, unerfahrenes Kaninchen herbei und schnupperte an seiner

Lieblingsspeise. Schnell zog der gestiefelte Kater die Falle zu, ergriff den Gefangenen und tötete ihn. Darauf ging er zum König und verlangte ihn zu sprechen. Man führte ihn die Treppe zu dem Thronsaal hinauf. Dort saß der König mit Krone und Zepter. Der Kater verneigte sich tief und sprach: „Der Graf von Carabas", so nannte er seinen Herrn, „hat mir befohlen, Euch ein Kaninchen aus seinem Wildgarten zu überreichen." Der König dankte freundlich, und der Kater ging stolz von dannen. Bald darauf versteckte sich der Kater bei einem Getreidefeld; der Sack lag geöffnet neben ihm, und die Schnüre hielt er, zum Zuziehen bereit, in den Vorderpfoten. Ein paar Rebhühner kamen sorglos daher; er fing sie und brachte sie gleichfalls dem König als ein Geschenk seines Herrn, des Grafen von Carabas. Der König empfing die schmackhaften Vögel mit großer Freude und ließ dem Kater einen guten Botenlohn reichen. Derselbe fuhr nun fort, dem Könige von Zeit zu Zeit Wildbret aus dem Gehege seines Herrn zu bringen. Da begab es sich, daß der König eines Tages mit seiner Tochter, der allerschönsten Prinzessin, die man nur sehen konnte, eine Spazierfahrt an dem nahen Flusse machen wollte. Der Kater erfuhr es und sagte zu seinem Herrn: „Wenn Ihr meinem Rate folgen wollt, so ist Euer Glück gemacht; Ihr müßt nur an einem Orte baden, den ich Euch zeigen werde; alles übrige will ich schon machen." Der Müllerbursche war es zufrieden. Als er im Flusse badete, kam der König dort vorbei. Da rief der Kater aus voller Kehle: „Helft, helft dem Grafen von Carabas; er muß ertrinken!" Der König steckte seinen Kopf zum Wagen hinaus, und als er den Kater erkannte, der ihm so manches Mal köstliches Wildbret gebracht hatte, befahl er seinen Dienern, dem Grafen zu Hilfe zu eilen. Unterdes näherte sich der Kater der goldenen Kutsche und erzählte dem Könige, daß während des Badens Diebe gekommen wären und die Kleider seines Herrn gestohlen hätten er hatte dieselben aber heimlich unter einem großen Stein versteckt. Der Leibdiener mußte nun ins Schloß eilen und eins von des Königs kostbaren Gewändern für den bestohlenen Grafen holen. Der Müllerbursche war von edler Gestalt, und als er die königlichen Kleider angezogen hatte, sah er so schön aus, daß auch die Prinzessin großes Wohlgefallen an ihm fand. Der König forderte den Grafen auf, in den Wagen zu steigen und an der Fahrt teilzunehmen. Voller Freude, daß sein Plan zu gelingen schien, lief der Kater voran. Da sah er Bauern, die eine große Wiese mähten, und er sprach zu ihnen: „Liebe Leute, wenn ihr nicht dem König sagt, daß diese Wiese dem Grafen von Carabas gehört, sollt ihr alle kurz und klein geschlagen werden." Wirklich fragte der König, wem diese schöne Wiese gehöre. „Sie gehört dem Grafen von Carabas", sagten alle zusammen; so sehr hatte die Drohung des Katers sie in Furcht versetzt. Der gestiefelte Kater traf darauf Schnitter an, die Korn mähten, und er sprach zu ihnen: „Liebe Leute, wenn ihr nicht dem König sagt, daß diese Getreidefelder dem Grafen von Carabas gehören, sollt ihr alle kurz und klein geschlagen werden." Auch diesmal wollte der König wissen, wem die Felder gehörten. „Sie gehören dem Grafen von Carabas", riefen die

Schnitter. Zu allen, die er am Wege sah, sagte der Kater dieselben Worte, und alle gaben dem König dieselbe Antwort, der sich über den schönen Besitz des Grafen nicht wenig verwundern konnte. Endlich kam der Kater zu einem prächtigen Schlosse mit hohen Fenstern und goldenen Zinnen. Hier wohnte ein mächtiger Zauberer. Er war weit und breit der reichste; denn alle Wiesen und Felder, durch welche der König gefahren war, gehörten ihm. Furchtlos ging der Kater in das Schloß und sagte zu dem Zauberer, daß er sich freue, einen so berühmten Mann von Angesicht zu sehen.

Das gefiel dem Zauberer, und er nahm ihn gnädig auf. „Man hat mir gesagt", fuhr der Kater fort, „daß Ihr die Kraft besitzt, Euch in jedes Tier, zum Beispiel in einen Löwen oder einen Elefanten, verwandeln zu können." „Das ist wahr", versetzte der Zauberer, und sofort stand ein gewaltiger Löwe im Zimmer. Der Kater erschrak und sprang mit einem Satze auf das Dach hinaus; erst als der Zauberer wieder seine menschliche Gestalt angenommen hatte, stieg er herunter und gestand, daß er sich sehr gefürchtet habe. „Man hat mir auch gesagt", sprach der Kater weiter, „aber ich kann es nicht glauben , daß Ihr die Macht habt, auch die Gestalt der kleinsten Tiere annehmen, und Euch in eine Ratte oder eine Maus verwandeln zu können; ich muß gestehen, daß ich das für ganz unmöglich halte" „Was? Für unmöglich?" schrie der Zauberer ergrimmt, „du sollst es sehen", und im nächsten Augenblick lief eine Maus über die Diele dahin. Kaum hatte der Kater sie bemerkt, als er auf sie zusprang und sie auffraß.

Mittlerweile war auch der König am Schlosse angelangt, und da es ihm gewaltig in die Augen stach, bekam er große Lust, dasselbe zu besehen. Der Kater, welcher den Wagen über die Zugbrücke rollen hörte, lief eiligst in den Schloßhof und hieß den König im Namen des Grafen von Carabas willkommen. „Wie, lieber Graf", rief der König verwundert aus, „dies Schloß gehört Euch auch? In meinem Leben habe ich noch kein so prächtiges gesehen; aber laßt uns hineingehen; ich bin gar zu neugierig, es kennenzulernen." Der Graf faßte die schöne Königstochter bei der Hand und folgte dem König die breiten Marmorstufen hinauf. Sie traten in eine weite, hohe Halle, wo ein herrliches Frühstück, das der Zauberer seinen Freunden geben wollte, bereitstand. Sie setzten sich an den Tisch und ließen es sich wohl schmecken, aßen von den köstlichen Gerichten und tranken den alten, trefflichen Wein. Einmal über das andere rühmte der König den reichen Besitz des Grafen, und die Prinzessin war von des Schloßherrn Schönheit ganz bezaubert, so daß sie ihre Augen nicht von ihm wenden konnte. Endlich faßte sich der König ein Herz, ergriff sein Glas und sagte zu ihm, daß er sein Schwiegersohn werden müsse. Der Graf, der die schöne Königstochter auch liebgewonnen hatte, stieß freudig mit dem Könige an, küßte die Prinzessin auf den roten Mund und vermählte sich noch an demselben Tag mit ihr, und als der alte König des Regierens müde war, erhielt er Krone und Reich. Der Kater aber wurde ein angesehener Herr und fing nur noch Mäuse, um sich die Zeit zu vertreiben.

DIE RABE

Eine Königin hatte ein kleines Töchterchen. Einmal war das Kind unartig und wollte keine Ruhe geben. Die Mutter verlor die Geduld und sagte: „Ich wollte, du wärst ein Rabe und flögst fort." Der Fluch ging sofort in Erfüllung, und das Kind flog als verwandelte Rabe aus dem Fenster in einen dunklen Wald. Gedanken sind Kräfte! Das, was wir zutiefst wollen, geschieht. Es ist unser Schicksal. Auch Flüche und Vorhaltungen haben ihre Wirkung und machen aus den Menschen oft das, was wir ihnen einreden. Einmal kam ein Mann in den Wald, also kein Prinz, der hörte die Rabe sagen: „Ich bin verwünscht, du kannst mich erlösen." Er müßte zu einer alten Frau gehen, dürfte dort aber weder essen noch trinken, sondern müßte auf die Prinzessin warten. Sie käme dreimal vorbei, erst mit vier weißen Hengsten, dann mit vier roten, zuletzt mit vier schwarzen. Hätte er aber etwas zu sich genommen, würde er einschlafen und könnte sie nicht erlösen. Der Mann versprach alles, aber die Rabe sah schon voraus, daß er es nicht schaffen würde. Erlösung im Märchen bedeutet etwas ganz anderes als im Christentum. Die Menschen müssen nicht allgemein von ihrer ‚sündigen' Natur erlöst, sondern im Gegenteil, zu ihrer wahren Natur zurückgebracht werden, wenn sie ‚unartig', entartet, von ihrer Art abgeirrt waren. Die Königstochter von Geburt war ‚unartig' und mußte wieder zu ihrer königlichen Art zurückfinden. Diesen Erlösungs- oder Erziehungsauftrag kann nur der leisten, der wirklich entschlossen ist und sich selbst überwindet. Die Rabe sah dem Mann sofort an, daß er zwar gutwillig, aber unreif ist und den Ernst des Lebens noch nicht kennt. Er wird straucheln und sich vom Ziel abbringen lassen, weil er es nicht mit letzter Entschlossenheit will. So geschah es, daß er sich überreden ließ, einen Schluck zu trinken, nach dem bekannten Motto: einmal ist keinmal. Wer sich etwas Großes vorgenommen hat, darf keine Kompromisse machen, sonst erreicht er niemals das Ziel. Aber der Mann verschlief dreimal den Besuch der Königstochter durch seine Schwachheit. Er hatte versagt, war aber dadurch gereift, daß er noch einmal eine Chance bekam. Die Rabe hinterließ ihm Brot, Fleisch und Wein zur Stärkung und einen Brief, wie er sie doch noch erlösen könnte. Er müßte das goldene Schloß von Stromberg aufsuchen, also ein fernes, noch unbekanntes Ziel, müßte Gefahren und Abenteuer bestehen mit Riesen, also gewaltigen Gegenkräften. Er müßte Lebenserfahrung und Reife gewinnen, stärker und klüger werden, dürfte sich nicht durch schöne Worte verführen lassen, vielmehr lernen, wie man drei Räuber, also böse Kräfte, mit List überwindet. Er durfte auch nicht die Geduld verlieren, sondern mußte ein ganzes Jahr vor dem ersehnten Ziel, im Angesicht der Königstochter warten, konnte aber nicht zu ihr hinaufkommen. Doch von seinem Ziel ließ er nicht mehr ab, bestand auch die letzte Prüfung und konnte nun die Prinzessin erlösen. Er hatte sich durch Mut und Überwindung zu ihrer Höhe hinaufentwickelt, war ihr ebenbürtig geworden.

Die Rabe

Es war einmal eine Königin, die hatte ein Töchterchen, das war noch klein und mußte noch auf dem Arm getragen werden. Zu einer Zeit war das Kind unartig, und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, es hielt nicht Ruhe. Da ward sie ungeduldig, und weil die Raben so um das Schloß herumflogen, öffnete sie das Fenster und sagte „ich wollte, du wärst eine Rabe und flögst fort, so hätt ich Ruhe." Kaum hatte sie das Wort gesagt, so war das Kind in eine Rabe verwandelt und flog von ihrem Arm zum Fenster hinaus. Sie flog aber in einen dunkeln Wald und blieb lange Zeit darin und die Eltern hörten nichts von ihr.
Danach führte einmal einen Mann sein Weg in diesen Wald, der hörte die Rabe rufen und ging der Stimme nach und als er näher kam, sprach die Rabe, ich bin eine Königstochter von Geburt und bin verwünscht worden, du aber kannst mich erlösen. „Was soll ich tun?" fragte er. Sie sagte „geh weiter in den Wald, und du wirst ein Haus finden, darin sitzt eine alte Frau, die wird dir Essen und Trinken reichen, aber du darfst nichts nehmen; wenn du etwas issest oder trinkst, so verfällst du in einen Schlaf und kannst du mich nicht erlösen. Im Garten hinter dem Haus ist eine große Lohhucke, darauf sollst du stehen und mich erwarten. Drei Tage lang komm ich jeden Mittag um zwei Uhr zu dir in einem Wagen, der ist erst mit vier weißen Hengsten bespannt, dann mit vier roten und zu letzt mit vier schwarzen, wenn du aber nicht wach bist, sondern schläfst, so werde ich nicht erlöst."
Der Mann versprach alles zu tun, was sie verlangt hatte. Die Rabe aber sagte „ach, ich weiß es schon, du wirst mich nicht erlösen, du nimmst etwas von der Frau." Da versprach der Mann noch einmal, er wollte gewiß nichts anrühren, weder von dem Essen noch von dem Trinken. Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und sagte „armer Mann, was seid Ihr abgemattet, kommt und erquickt Euch, esset und trinket." „Nein" sagte der Mann, „ich will nicht essen und nicht trinken." Sie ließ ihm aber keine Ruhe und sprach „wenn Ihr dann nicht essen wollt, so tut einen Zug aus dem Glas, einmal ist keinmal." Da ließ er sich überreden und trank.
Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten. Wie er dastand, ward er auf einmal so müde, und konnte es nicht überwinden und legte sich ein wenig nieder; doch wollte er nicht einschlafen. Aber kaum hatte er sich hingestreckt, so fielen ihm die Augen von selber zu, und er schlief ein und schlief so fest, daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam die Rabe mit vier weißen Hengsten gefahren, aber sie war schon in voller Trauer und sprach: „Ich weiß, daß er schläft." Und als sie in den Garten kam, lag er auch da auf der Lohhucke und schlief. Sie stieg aus dem Wagen, ging zu ihm und schüttelte ihn und rief ihn an, aber er erwachte nicht. Am andern Tag zur Mittagszeit kam die alte Frau wieder und brachte ihm Essen und Trinken, aber er wollte es nicht annehmen.

Doch sie ließ ihm keine Ruhe und redete ihm so lange zu, bis er wieder einen Zug aus dem Glase tat. Gegen zwei Uhr ging er in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten, da empfand er auf einmal so große Müdigkeit, daß seine Glieder ihn nicht mehr hielten; er konnte sich nicht helfen, mußte sich legen und fiel in tiefen Schlaf. Als die Rabe daher fuhr mit vier

braunen Hengsten, war sie schon in voller Trauer und sagte: „Ich weiß, daß er schläft." Sie ging zu ihm hin, aber er lag da im Schlaf und war nicht zu erwecken. Am andern Tage sagte die alte Frau, was das wäre? Er äße und tränke nichts, ob er sterben wollte? Er antwortete: „Ich will und darf nicht essen und nicht trinken." Sie stellte aber die Schüssel mit Essen und das Glas mit Wein vor ihm hin, und als der Geruch davon zu ihm aufstieg, so konnte er nicht widerstehen und tat einen starken Zug. Als die Zeit kam, ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wartete auf die Königstochter. Da ward er noch müder als die Tage vorher, legte sich nieder und schlief so fest, als wäre er ein Stein. Um zwei Uhr kam die Rabe und hatte vier schwarze Hengste, und die Kutsche und alles war schwarz. Sie war aber schon in voller Trauer und sprach: „Ich weiß, daß er schläft und mich nicht erlösen kann." Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest. Sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnte ihn nicht aufwecken. Da legte sie ein Brot neben ihn hin, dann ein Stück Fleisch, zum dritten eine Flasche Wein, und er konnte von allem so viel nehmen, als er wollte, es ward nicht weniger. Danach nahm sie einen goldenen Ring von ihrem Finger, und steckte ihn an seinen Finger, und war ihr Name eingegraben. Zuletzt legte sie einen Brief hin, darin stand, was sie ihm gegeben hatte, und daß es nie alle würde, und es stand auch darin: „Ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, willst du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, es steht in deiner Macht, das weiß ich gewiß." Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr in das goldene Schloß von Stromberg.

Als der Mann aufwachte und sah, daß er geschlafen hatte, ward er von Herzen traurig und sprach: „Gewiß nun ist sie vorbeigefahren, und ich habe sie nicht erlöst." Da fielen ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief, darin geschrieben stand, wie es zugegangen war.

Also machte er sich auf und ging fort, und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht, wo es lag. Nun war er schon lange in der Welt herumgegangen, da kam er in einen dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort und konnte sich nicht herausfinden. Da ward es wieder Abend, und er war so müde, daß er sich an einen Busch legte und einschlief. Am andern Tag ging er weiter, und abends als er sich wieder an einen Busch legen wollte, hörte er ein Heulen und Jammern, daß er nicht einschlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute Lichter anstecken, sah er eins schimmern, machte sich auf und ging ihm nach; da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer Riese davor. Da dachte er bei sich: „Gehst du hinein und der Riese erblickt dich, so ist es leicht um dein Leben geschehen." Endlich wagte er es und trat heran. Als der Riese ihn sah, sprach er: „Es ist gut, daß du kommst, ich habe lange nichts gegessen; ich will dich gleich zum Abendbrot verschlucken." „Laß das lieber sein" sprach der Mann, „ich lasse mich nicht gerne verschlucken; verlangst du zu essen, so habe ich genug, um dich satt zu machen." „Wenn das wahr ist" sagte der Riese, „so kannst du ruhig

bleiben; ich wollte dich nur verzehren, weil ich nichts anderes habe." Da gingen sie und setzten sich an den Tisch, und der Mann holte Brot, Wein und Fleisch, das nicht alle ward. „Das gefällt mir wohl", sprach der Riese und aß nach Herzenslust. Danach sprach der Mann zu ihm: „Kannst du mir nicht sagen, wo das goldene Schloß von Stromberg ist?" Der Riese sagte: „Ich will auf meiner Landkarte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser zu finden". Er holte die Landkarte, die er in der Stube hatte, und suchte das Schloß, aber es stand nicht darauf. „Es tut nichts," sprach er, ich habe oben im Schranke noch größere Landkarten; darauf wollen wir suchen; aber es war auch vergeblich. Der Mann wollte nun weitergehen, aber der Riese bat ihn, noch ein paar Tage zu warten, bis sein Bruder heim käme, der wäre ausgegangen, Lebensmittel zu holen. Als der Bruder heimkam, fragten sie nach dem goldenen Schloß von Stromberg. Er antwortete: „Wenn ich gegessen habe und satt bin, dann will ich auf der Karte suchen". Er stieg dann mit ihnen auf seine Kammer und sie suchten auf seiner Landkarte, konnten es aber nicht finden; da holte er noch andere alte Karten, und sie ließen nicht ab, bis sie endlich das goldene Schloß von Stromberg fanden, aber es war viele tausend Meilen weit weg. „Wie werde ich nun dahin kommen?" fragte der Mann. Der Riese sprach: „Zwei Stunden hab ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann aber muß ich wieder nach Haus und das Kind säugen, das wir haben". Da trug der Riese den Mann bis etwa hundert Stunden vom Schloß und sagte: „Den übrigen Weg kannst du wohl allein gehen". Dann kehrte er um, der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Es stand aber auf einem gläsernen Berge, und die verwünschte Jungfrau fuhr in ihrem Wagen um das Schloß herum und ging dann hinein. Er freute sich, als er sie erblickte, und wollte zu ihr hinaufsteigen, aber wie er es auch anfing, er rutschte an dem Glas immer wieder herunter. Und als er sah, daß er sie nicht erreichen konnte, ward er ganz betrübt und sprach zu sich selbst „ich will hier unten bleiben und auf sie warten". Also baute er sich eine Hütte und saß darin ein ganzes Jahr und sah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht zu ihr hinaufkommen.

Da sah er einmal aus seiner Hütte, wie drei Räuber sich schlugen, und rief ihnen zu: „Gott sei mit euch!" Sie hielten bei dem Rufe inne, als sie aber niemand sahen, fingen sie wieder an sich zu schlagen, und das war ganz gefährlich. Da rief er abermals: „Gott sei mit euch!" Sie hörten wieder auf, guckten sich um, weil sie aber niemand sahen, fuhren sie auch wieder fort, sich zu schlagen. Da rief er zum dritten Mal: „Gott sei mit euch!" und dachte, „du mußt sehen, was die drei vorhaben", ging hin und fragte, warum sie aufeinander losschlügen. Da sagte der eine, er hätte einen Stock gefunden, wenn er damit wider eine Tür schlüge, so spränge sie auf; der andere sagte, er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhinge, so wäre er unsichtbar; der dritte aber sprach, er hätte ein Pferd gefangen, damit könnte man überall hinreiten, auch den gläsernen Berg hinauf. Nun wüßten sie nicht, ob sie das in

Gemeinschaft behalten oder ob sie sich trennen sollten. Da sprach der Mann: „Die drei Sachen will ich euch eintauschen. Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die mehr wert sind! Doch muß ich vorher eine Probe machen, damit ich sehe, ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt.“ Da ließen sie ihn aufs Pferd sitzen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stock in die Hand, und wie er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen. Da gab er ihnen tüchtige Schläge und rief: „Nun, ihr Bärenhäuter, da habt ihr, was euch gebührt. Seid ihr zufrieden?“ Dann ritt er den Glasberg hinauf, und als er oben vor das Schloß kam, war es verschlossen. Da schlug er mit dem Stock an das Tor, und alsbald sprang es auf. Er trat ein und ging die Treppe hinauf bis oben in den Saal, da saß die Jungfrau und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor sich. Sie konnte ihn aber nicht sehen, weil er den Mantel umhatte. Und als er vor sie kam, zog er den Ring, den sie ihm gegeben hatte, vom Finger und warf ihn in den Kelch, daß es klang. Da rief sie: „Das ist mein Ring, so muß auch der Mann da sein, der mich erlösen wird“. Sie suchten im ganzen Schloß und fanden ihn nicht, er war aber hinausgegangen, hatte sich aufs Pferd gesetzt und den Mantel abgeworfen. Wie sie nun vor das Tor kamen, sahen sie ihn und schrieen vor Freude. Da stieg er ab und nahm die Königstochter in den Arm; sie aber küßte ihn und sagte: „Jetzt hast du mich erlöst, und morgen wollen wir unsere Hochzeit feiern“.

ASCHENPUTTEL

Es hat nichts zu tun mit der amerikanischen Verkitschung von dem armen Mädchen Cinderella, das aus tiefster Armut durch Heirat mit einem Prinzen das große Glück macht. Aschenputtel ist das Kind reicher Eltern und von adligem Geschlecht. Ihre vornehme Stellung und ihre Rechte verliert sie durch fremde Eindringlinge (Stiefmutter mit zwei Töchtern „weiß und schön von Angesicht, aber schwarz und garstig im Herzen"). Die Mutter, die innige Bindung an die eigne Art, hat sie verloren. Der Vater hat sich mit der Fremden und den neuen Umständen abgefunden und ist blind für die Not der eignen Tochter, die nach und nach alles verliert und zu Sklavendiensten gezwungen und schikaniert wird, im eignen Haus, in der eigenen Heimat. Aber ein wahrhaft großer Mensch behält seine Größe auch in Sack und Asche! Das ist die Botschaft! Und hier ist die Gebrauchsanweisung. Was ist das Wichtigste, wenn ein Mensch, ein Volk so etwas erleidet? Aschenputtel besucht täglich das Grab der Mutter und pflanzt einen Baum darauf. Das kann doch nur bedeuten: sie ehrt die Mutter, die Vorfahren, die eigne Art, bleibt in der Tradition und klammert sich mit tiefen Wurzeln in den Heimatboden. Sie befolgt die letzten Worte ihrer Mutter, verwirft nicht die Lehren früherer Generationen. Und aus diesem treuen Festhalten am Althergebrachten erwächst nicht nur die Kraft zum Durchhalten, sondern auch neuer Wohlstand, denn sobald Aschenputtel unter den Baum tritt, kommt ein weißes Vögelein und erfüllt ihm jeden Wunsch. So auch im entscheidenden Augenblick, als die ganze Zukunft auf dem Spiel steht. Bitten und weinen haben nichts genützt, sie darf nicht mit zum Schloß, die Erfüllung des Lebens soll ihr verschlossen bleiben. Aber Aschenputtel bleibt nicht zerknirscht zurück, sondern geht stracks zum Bäumchen und ruft ohne falsche Bescheidenheit: „Wirf Gold und Silber über mich!" Und was sie jahrelang gehegt und gepflegt hat, gibt ihr nun verschwenderisch zurück. Sie überstrahlt alle und gewinnt den Prinzen. Doch nun stellt sie ihn auf die Probe, ob er sie auch im Elend wiedererkennt und erwählt. Nur Gesicht und Hände hat sie gewaschen, als sie ihm im grauen Kittel mit gesenktem Blick entgegentritt. Die Schwestern haben die Schuhprobe nicht bestanden, aber Aschenputtel paßt er „wie angegossen". „Und als es sich in die Höhe richtete und der König ihm ins Angesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen und rief: „Das ist die rechte Braut!" Die Schwestern aber, die nur nach Reichtum und Macht strebten, werden mit Blindheit geschlagen wie unser Jahrhundert!

Und hat man dir alles, was dein war, genommen:
Die Eltern, die Heimat, die Ehre, das Glück.
Und denkst du, so tief ist noch niemand gekommen,
und was du verloren, kehrt niemals zurück.
Dann mußt du stolz und fest an deinem Wesen halten
und aus dir wächst die Kraft, das Schicksal zu gestalten!

Aschenputtel

Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein." Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen?" sprachen sie. „Wer Brot essen will, muß es verdienen, hinaus mit der Küchenmagd". Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!" riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. „Schöne Kleider", sagte die eine, „Perlen und Edelsteine" die zweite. „Aber du, Aschenputtel", sprach er „was willst du haben?" „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf ihm das Vöglein herab, was es sich gewünscht hatte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit

sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: „Kämm uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit,auf des Königs Schloß." Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du, Aschenputtel", sprach sie, „bist voll Staub und Schmutz und willst zur Hochzeit? Du hast keine Kleider und Schuhe und willst tanzen?" Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: „Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hintertüre nach dem Garten und rief:

„Ihr zahmen Täubchen,ihr Turteltäubchen,
all ihr Vöglein unter dem Himmel,
kommt und helft mir lesen,
die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, du wirst nur ausgelacht." Als es nun weinte, sprach sie: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen" und dachte: „Das kann es ja nimmermehr." Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertüre nach dem Garten und rief:

„ Ihr zahmen Taubchen, ihr Turteltäubchen,
all ihr Vöglein unter dem Himmel,
kommt und helft mir lesen,
die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten

mit ihren Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft dir alles nichts, du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort. Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müßte eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich", denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen war in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: „Sollte es Aschenputtel sein" und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzweischlagen konnte, aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen; da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am ändern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."
Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging, aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen, es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Äste, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen." Der Vater dachte: „Sollte es Aschenputtel sein", ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.
Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."
Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen; da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die Älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab, wenn du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum

Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh);
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."
Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab, wenn du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck;
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte", sprach er, „habt Ihr keine andere Tochter?" „Nein", sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen."
Er wollte es aber durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete und der König ihm ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Ärger. Er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
kein Blut im Schuck;
der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim."

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen. Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die Älteste zur rechten, die Jüngste zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie herausgingen, war die Älteste zur linken und die Jüngste zur rechten; da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

DER BÄRENHÄUTER

Es ist eins der vielen Märchen, die von einem entlassenen Soldaten erzählen, der tapfer gekämpft hat, aber nun nicht mehr gebraucht wird; arbeitslos, nutzlos, ohne Eltern, ohne Heimat, hartherzige Brüder weisen ihm die Tür. Ziellos wandert er durch die Welt, dem Verhungern und der Verzweiflung nah. Da erscheint nicht etwa Hilfe von oben, sondern ein stattlicher Herr mit einem Traumangebot, leider aber auch mit einem Pferdefuß. Der große Geldgeber und Retter, der aber kein Hehl daraus macht, daß er handfeste eigene Ziele verfolgt und sein Geld nicht „umsonst ausgeben" will. Der Soldat erkennt wohl den Haken an der Sache, aber wegen der großen Not will er es wagen und willigt ein, wenn „es der Seligkeit nicht schadet". Er ist zu jedem Risiko bereit, aber nicht zur Selbstaufgabe. Selbstachtung ist mehr als das Leben! - In der Not hilft oft nur der Teufel, kein Engel, der uns einen gefahrlosen Weg führt. Wir müssen lernen, mit dem Teufel zu kämpfen, ihm zu widerstehen! So ist das wahre Leben! - Die Bedingungen sind hart: sieben Jahre ungewaschen, ungekämmt. Im zweiten Jahr wird es schrecklich, im vierten schier unerträglich. Alle flüchten vor ihm, vor dem greulichen Anblick im Bärenfell. Doch dann trifft er einen, dem es noch schlimmer geht, der alles verloren hat, dessen Familie hungert und der ins Gefängnis soll. Es tut wohl, einen Bruder im Elend zu finden, dem man helfen kann. Und der Soldat hilft, Geld hat er ja im Überfluß. Zum Dank darf er sich eine der drei Töchter aussuchen. Sie sind „Wunder an Schönheit", aber die erste läuft entsetzt davon, die zweite hat nur Spott für den Bärenhäuter, doch die jüngste hat ein gutes Herz: „Das muß ein guter Mann sein, der Euch geholfen hat. Und Euer Wort muß gehalten werden." Ein guter Charakter und ein gegebenes Wort sind wichtiger als äußeres Aussehen. Drei Jahre noch dauert die harte Prüfung, in der sie alle Lästerung von den Schwestern ertragen muß. Dann fährt der erlöste Bärenhäuter im Sammetrock mit einer vierspännigen Kutsche vor, von niemand erkannt. Die älteren Töchter meinen, sie hätten nie einen schöneren Mann gesehen und reißen sich um ihn. Die jüngste sitzt traurig daneben, bis er ihr den Ring als Erkennungszeichen gibt. Da schlägt ihr Herz voll Freude, die andern beiden aber laufen voll Wut hinaus, die eine ersäuft sich im Brunnen, die andere erhängt sich am Baum. So hat der Teufel zwei Seelen statt der einen.

Es ist nicht immer so im Leben,
daß Gott uns aus der Not befreit;
viel öfter ist zur Hilfe eben
ein ‚Herr' mit Pferdefuß bereit.
Gehst du auch die größten Wagnisse ein,
dir selber darfst du nie untreu sein!

Der Bärenhäuter

Es war einmal ein junger Kerl, der ließ sich als Soldat anwerben, hielt sich tapfer und war immer der vorderste, wenn es blaue Bohnen regnete. So lange der Krieg dauerte, ging alles gut, aber als Friede geschlossen war, erhielt er seinen Abschied, und der Hauptmann sagte, er könnte gehen, wohin er wollte. Seine Eltern waren tot, und er hatte keine Heimat mehr, da ging er zu seinen Brüdern und bat, sie möchten ihm so lange Unterhalt geben, bis der Krieg wieder anfinge. Die Brüder aber waren hartherzig und sagten: „Was sollen wir mit dir? Wir können dich nicht brauchen, sieh zu, wie du dich durchschlägst." Der Soldat hatte nichts übrig als sein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam auf eine große Heide, auf der nichts zu sehen war als ein Ring von Bäumen, darunter setzte er sich ganz traurig nieder und sann über sein Schicksal nach. „Ich habe kein Geld" dachte er, „ich habe nichts gelernt als das Kriegshandwerk, und jetzt, weil Friede geschlossen ist, brauchen sie mich nicht mehr; ich sehe voraus, ich muß verhungern." Auf einmal hörte er ein Brausen, und wie er sich umblickte, stand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen grünen Rock trug, recht stattlich aussah, aber einen garstigen Pferdefuß hatte. „Ich weiß schon, was dir fehlt" sagte der Mann, „Geld und Gut sollst du haben, soviel du mit aller Gewalt durchbringen kannst, aber ich muß zuvor wissen, ob du dich nicht fürchtest, damit ich mein Geld nicht umsonst ausgebe". „Ein Soldat und Furcht, wie paßt das zusammen?" antwortete er, „du kannst mich auf die Probestellen. „Wohlan" antwortete der Mann, „schau hinter dich". Der Soldat kehrte sich um und sah einen großen Bär, der brummend auf ihn zutrabte. „Oho" rief der Soldat, „dich will ich an der Nase kitzeln, daß dir die Lust zum Brummen vergehen soll", legte an und schoß dem Bär auf die Schnauze, daß er zusammenfiel und sich nicht mehr regte. „Ich sehe wohl" sagte der Fremde, „daß dirs an Mut nicht fehlt, aber es ist noch eine Bedingung dabei, die mußt du erfüllen". „Wenn mirs an meiner Seligkeit nicht schadet", antwortete der Soldat, der wohl merkte, wen er vor sich hatte, „sonst laß ich mich auf nichts ein". „Das wirst du selber sehen", antwortete der Grünrock, „du darfst in den nächsten sieben Jahren dich nicht waschen, dir Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht schneiden und kein Vaterunser beten. Dann will ich dir einen Rock und Mantel geben, den mußt du in dieser Zeit tragen. Stirbst du in diesen sieben Jahren, so bist du mein, bleibst du aber leben, so bist du frei und bist reich dazu für dein Lebtag". Der Soldat dachte an die große Not, in der er sich befand, und da er so oft in den Tod gegangen war, wollte er es auch jetzt wagen und willigte ein. Der Teufel zog den grünen Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und sagte „wenn du den Rock an deinem Leibe hast und in die Tasche greifst, so wirst du die Hand immer voll Geld haben". Dann zog er dem Bären die Haut ab und sagte „das soll dein Mantel sein und auch dein Bett, denn darauf mußt du

schlafen und darfst in kein anderes Bett kommen. Und dieser Tracht wegen sollst du Bärenhäuter heißen". Hierauf verschwand der Teufel. Der Soldat zog den Rock an, griff gleich in die Tasche und fand, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. Dann hing er die Bärenhaut um, ging in die Welt, war guter Dinge und unterließ nichts, was ihm wohl und dem Gelde wehe tat.

Im ersten Jahr ging es noch leidlich, aber in dem zweiten sah er schon aus wie ein Ungeheuer. Das Haar bedeckte ihm fast das ganze, Gesicht, sein Bart glich einem Stück grobem Filztuch, seine Finger hatten Krallen, und sein Gesicht war so mit Schmutz bedeckt, daß ,wenn man Kresse hineingesät hätte, sie aufgegangen wäre. Wer ihn sah, lief fort, weil er aber allerorten den Armen Geld gab, damit sie für ihn beteten, daß er in den sieben Jahren nicht stürbe, und weil er alles gut bezahlte, so erhielt er doch immer noch Herberge. Im vierten Jahr kam er in ein Wirtshaus, da wollte ihn der Wirt nicht aufnehmen und wollte ihm nicht einmal einen Platz im Stall anweisen, weil er fürchtete, seine Pferde würden scheu werden. Doch als der Bärenhäuter in die Tasche griff und eine Handvoll Dukaten herausholte, so ließ der Wirt sich erweichen und gab ihm eine Stube im Hintergebäude; doch mußte er versprechen, sich nicht sehen zu lassen, damit sein Haus nicht in bösen Ruf käme.

Als der Bärenhäuter abends allein saß und von Herzen wünschte, daß die sieben Jahre herum wären, so hörte er in einem Nebenzimmer ein lautes Jammern. Er hatte ein mitleidiges Herz, öffnete die Türe und erblickte einen alten Mann, der heftig weinte und die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Der Bärenhäuter trat näher, aber der Mann sprang auf und wollte entfliehen. Endlich, als er eine menschliche Stimme vernahm, ließ er sich bewegen, und durch freundliches Zureden brachte es der Bärenhäuter dahin, daß er ihm die Ursache seines Kummers offenbarte. Sein Vermögen war nach und nach geschwunden, er und seine Töchter mußten darben, und er war so arm, daß er den Wirt nicht einmal bezahlen konnte und ins Gefängnis sollte gesetzt werden. „Wenn Ihr weiter keine Sorgen habt" sagte der Bärenhäuter, „Geld habe ich genug". Er ließ den Wirt herbeikommen, bezahlte ihn und steckte dem Unglücklichen noch einen Beutel voll Gold in die Tasche.

Als der alte Mann sich aus seinen Sorgen erlöst sah, wußte er nicht, womit er sich dankbar beweisen sollte. „Komm mit mir, sprach er zu ihm, „meine Töchter sind Wunder von Schönheit, wähle dir eine davon zur Frau. Wenn sie hört, was du für mich getan hast, so wird sie sich nicht weigern. Du siehst freilich ein wenig seltsam aus, aber sie wird dich schon wieder in Ordnung bringen". Dem Bärenhäuter gefiel das wohl, und er ging mit. Als ihn die älteste erblickte, entsetzte sie sich so gewaltig vor seinem Antlitz, daß sie aufschrie und fortlief. Die zweite blieb zwar stehen und betrachtete ihn von Kopf bis zu Füßen, dann aber sprach sie: „Wie kann ich einen Mann nehmen, der keine menschliche Gestalt mehr hat? Da gefiel mir der rasierte Bär noch besser, der einmal hier zu sehen war und sich für einen Menschen ausgab, der hatte doch einen Husarenpelz an und weiße Handschuhe. Wenn er nur häßlich wäre, so könnte

ich mich an ihn gewöhnen". Die jüngste aber sprach: „Lieber Vater, das muß ein guter Mann sein, der Euch aus der Not geholfen hat, habt Ihr ihm dafür eine Braut versprochen, so muß Euer Wort gehalten werden". Es war schade, daß das Gesicht des Bärenhäuters von Schmutz und Haaren bedeckt war, sonst hätte man sehen können, wie ihm das Herz im Leibe lachte, als er diese Worte hörte.

Er nahm einen Ring von seinem Finger, brach ihn entzwei und gab ihr die eine Hälfte, die andere behielt er für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine Hälfte schrieb er ihren Namen und bat sie, ihr Stück gut aufzuheben. Hierauf nahm er Abschied und sprach: „Ich muß noch drei Jahre wandern. Komm ich aber nicht wieder, so bist du frei, weil ich dann tot bin. Bitte aber Gott, daß er mir das Leben erhält".

Die arme Braut kleidete sich ganz schwarz, und wenn sie an ihren Bräutigam dachte, so kamen ihr die Tränen in die Augen. Von ihren Schwestern ward ihr nichts als Hohn und Spott zuteil. „Nimm dich in acht" sprach die älteste, „wenn du ihm die Hand reichst, so schlägt er dir mit der Tatze darauf. „Hüte dich", sagte die zweite", „die Bären lieben die Süßigkeit, und wenn du ihm gefällst, so frißt er dich auf". „Du mußt nur immer seinen Willen tun", hub die älteste wieder an, „sonst fängt er an zu brummen". Und die zweite fuhr fort: „Aber die Hochzeit wird lustig sein. Bären, die tanzen gut". Die Braut schwieg still und ließ sich nicht irre machen. Der Bärenhäuter aber zog in der Welt herum, von einem Ort zum andern, tat Gutes, wo er konnte, und gab den Armen reichlich, damit sie für ihn beteten. Endlich, als der letzte Tag von den sieben Jahren anbrach, ging er wieder hinaus auf die Heide und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Nicht lange, so sauste der Wind, und der Teufel stand vor ihm und blickte ihn verdrießlich an; dann warf er ihm den alten Rock hin und verlangte seinen grünen zurück. „So weit sind wir noch nicht", antwortete der Bärenhäuter, „erst sollst du mich reinigen". Der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte Wasser holen, den Bärenhäuter abwaschen, ihm die Haare kämmen und die Nägel schneiden. Hierauf sah er wie ein tapferer Kriegsmann aus und war viel schöner als je vorher.

Als der Teufel glücklich abgezogen war, so war es dem Bärenhäuter ganz leicht ums Herz. Er ging in die Stadt, tat einen prächtigen Sammetrock an, setzte sich in einen Wagen mit vier Schimmeln bespannt und fuhr zu dem Haus seiner Braut. Niemand erkannte ihn, der Vater hielt ihn für einen vornehmen Feldobrist und führte ihn in das Zimmer, wo seine Töchter saßen. Er mußte sich zwischen den beiden ältesten niederlassen, sie schenkten ihm Wein ein, legten ihm die besten Bissen vor und meinten, sie hätten keinen schönern Mann auf der Welt gesehen. Die Braut aber saß in schwarzem Kleide ihm gegenüber, schlug die Augen nicht auf und sprach kein Wort. Als er endlich den Vater fragte, ob er ihm eine seiner Töchter zur Frau geben wollte, so sprangen die beiden ältesten auf, liefen in ihre Kammer und wollten prächtige Kleider anziehen, denn eine jede bildete sich ein, sie wäre die Auserwählte.

Der Fremde, sobald er mit seiner Braut allein war, holte den halben Ring hervor und warf ihn in einen Becher mit Wein, den er ihr über den Tisch reichte. Sie nahm ihn an, aber als sie getrunken hatte und den halben Ring auf dem Grund liegen fand, so schlug ihr das Herz. Sie holte die andere Hälfte, die sie an einem Band um den Hals trug, hielt sie daran, und es zeigte sich, daß beide Teile vollkommen zueinander paßten. Da sprach er: „Ich bin dein Verlobter Bräutigam, den du als Bärenhäuter gesehen hast, aber durch Gottes Gnade habe ich meine menschliche Gestalt wiedererhalten, und bin wieder rein geworden". Er ging auf sie zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Indem kamen die beiden Schwestern in vollem Putz herein, und als sie sahen, daß der schöne Mann der jüngsten zuteil geworden war, und hörten,daß das der Bärenhäuter war, liefen sie voll Zorn und Wut hinaus. Die eine ersäufte sich im Brunnen, die andere erhängte sich an einem Baum. Am Abend klopfte jemand an der Türe, und als der Bräutigam öffnete, so war's der Teufel im grünen Rock, der sprach: „Siehst du, nun habe ich zwei Seelen für deine eine."

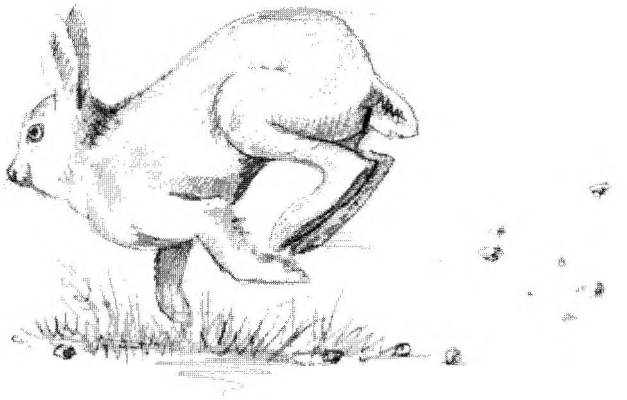
DER HASE UND DER IGEL

Die Geschichte vom Wettlauf dieses ungleichen Paares ist so bekannt, daß wir sie wahrscheinlich nie mehr gelesen haben; wir kennen sie ja. Schade! Denn beim wiederholten Lesen unserer Sagen und Märchen geht einem jedesmal etwas neues auf. Wußten Sie, daß es in Buxtehuder Platt ist? Damit wird unterstrichen, daß es um Bodenständigkeit geht, nicht um die Menschheit. Es geht um Bauernschläue und Stolz auf die eigene Art, nicht um Menschenrechte. Diese Geschichte ist lögenhaft to vertellen, aver wahr is se doch; anners kunn man se jo nich vertellen! So ist das also mit all den lügenhaften Geschichten, die man uns über unsere Vergangenheit vertellt: sie müssen einfach ‚wahr' sein, weil man sie uns immer wieder erzählt! So einfach ist das! Es findet der berühmte Wettlauf statt, zwischen Hase und Igel, vielmehr zwischen einem Hasen und zwei Igeln. Der Hase rennt los „wie en Stormwind", aber am anderen Ende steht immer schon ein Igel und ruft: „Ick bün all hier!" Wie sehr auch die Wahrheit mit unwiderlegbaren Tatsachen dahergeeilt kommt, die Lüge ist immer vor ihr da. Dreiundziebzigmal rennt der Hase hin und her, dann fällt er tot um. Was nützen ihm die langen Beine, wenn er so dumm ist, daß er nicht ein einziges Mal hinschaut, mit welch plumpem Trick die Igel arbeiten, denn bekanntlich sieht dem ‚Swinegel sien Fro jüst so uut wie ehr Mann'. Der Igel kümmert sich nicht um den toten Hasen, sondern geht vergnügt nach Hause. Was geht ihn der überhebliche Hase an, der vorher so geprahlt hat! Nichts von Reue oder christlicher Nächstenliebe. Nur die Erhaltung der eigenen Art, die Verteidigung des eignen guten Namens ist wichtig! - Das Märchen schließt mit einer handfesten Gebrauchsanweisung: „De Lehre aver uut disser Geschicht is erstens, datt keener, un wenn he sick ook noch so vörnehm dücht, sick sall bikommen laten, övern geringeren Mann sick lustig to maken, un wöört ook man ´n Swinegel, Un tweetens, datt et gerahden is, wenn eener freet, datt he sick'ne Fro uut sienem Stande nimmt un de jüst so uutsüht as he sülwst. Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn, datt siehne Fro ook en Swinegel ist, un so wieder." So hat schon Tacitus die Germanen bewundert, weil die Frauen den Männern ebenbürtig waren an Aussehen, Gesundheit und Tapferkeit.

Statt sich in Ruhe umzuschauen,
rennen wir los wie der Sturmeswind,
und weil wir nur dem ‚Fortschritt' trauen,
sind wir für alles andre blind.
Und mit verbissener Perfektion
bringen wir schließlich uns selber um.

Der Hase und der Igel

Diese Geschichte ist eigentlich gelogen, Kinder, aber wahr ist sie doch, denn mein Großvater, von dem ich sie habe, pflegte immer, wenn er sie erzählte, zu sagen: „Wahr muß sie sein, mein Sohn, sonst könnte man sie ja nicht erzählen“. Die Geschichte aber hat sich so zugetragen.
Es war an einem Sonntagmorgen im Herbst, gerade als der Buchweizen blühte. Die Sonne war am Himmel aufgegangen, und der Wind strich warm über die Stoppeln, die Lerchen sangen hoch in der Luft, und die Bienen summten im Buchweizen. Die Leute gingen in ihrem Sonntagsstaat zur Kirche, und alle Geschöpfe waren vergnügt, auch der Igel.
Er stand vor seiner Tür, hatte die Arme verschränkt, er guckte in den Morgenwind hinaus und trällerte ein kleines Liedchen vor sich hin, so gut und so schlecht wie am Sonntagmorgen ein Igel eben zu singen pflegt. Während er nun so vor sich hinsang, fiel ihm plötzlich ein, er könnte doch, während seine Frau die Kinder wusch und ankleidete, ein bißchen im Feld Spazierengehen und nachsehen, wie die Steckrüben standen. Die Steckrüben waren ganz nah bei seinem Haus, und er pflegte sie mit seiner Familie zu essen, darum sah er sie auch als die seinigen an. Gedacht, getan. Er schloß die Haustür hinter sich und schlug den Weg zum Feld ein. Er war noch nicht sehr weit und wollte gerade um den Schlehenbusch herum, der vor dem Feld stand, als er den Hasen erblickte, der in ähnlichen Geschäften ausgegangen war, nämlich um seinen Kohl zu besehen. Als der Igel den Hasen sah, wünschte er ihm freundlich einen guten Morgen. Der Hase aber, der auf seine Weise ein vornehmer Herr war und grausam hochfahrend noch dazu, antwortete gar nicht auf des Igels Gruß, sondern sagte mit höhnischer Miene: „Wie kummt et denn, dat du hier all bi so am fröhem Morgen im Felde rumlöppst?“ „Ick gah spazeeren“, sagte der Igel. „Spazeeren?“ lachte der Hase. „Mi ducht , du kunnst de Been ook wol to betern Dingen gebruuken.“



Diese Antwort verdroß den Igel sehr. Alles kann er vertragen, aber auf seine Beine läßt er nichts kommen, gerade, weil sie von Natur aus krumm sind. „Du bildst di wol in, as wenn du mit diene Beene mehr utrichten kunnst?“ sagte er. „Dat denk ick“, sagte der Hase. „Dat kummt up‘n Versöök an“, meinte der Igel. „ Ick pareer, wenn wi in de Wett loopt, ick loop di vörbi.“ „Dat is tum Lachen, du mit diene scheefen Been“, sagte der Hase, „aver mienetwegen mach`t sien, wenn du so övergroote Lust hest. Wat gilt de Wett?“ „En goldne Lujedor un‘n Buddel Branwien“, sagte der Igel. „Angenahmen“, sagte der Hase, „sla in, un denn kann‘t gliek los gahn.“ „Nä, so groote Ihl het et nich“, meinte der Igel, „ick bün noch gans nüchdern; eerst will ick to Huus gahn und en beeten fröhstücken; inner halwen Stünd bün ick hier upp‘n Platz.“
Damit ging er, und der Hase war es zufrieden. Unterwegs aber dachte der Igel bei sich: „De Haas verlett sick up siene langen Been, aver ick will em wol kriegen. He is zwar ehn vörnehm Herr, aver doch man‘n dummen Keerl, un betahlen sall he doch.“
Als er nun nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Fro, treck di gau (schnell) an, du must mit mi nah‘n Felde hinuut.“ „Wat givt et denn?“ fragte die Frau. „Ick hew mit‘n Haasen wett‘t üm‘n golden Lujedor un‘n Buddel Branwien, ick will mit em inn Wett loopen, un da salst du mit dabi sien.“ „O mien Gott, Mann“, begann die Frau loszuschreien, „büst du nich klook, hest du denn ganz den Verstand verlaaren? Wie kannst du mit den Haasen in de Wett lopen wollen?“ „Holt dat Muul, Wief“, sagte der Igel, „dat is mien Saak. Resonehr nich in Männergeschäfte. Marsch, treck di an un denn kum mit!“ Was sollte also die Frau des Igels tun? Sie mußte gehorchen, ob sie wollte oder nicht.
Als sie miteinander unterwegs waren, sprach der Igel zu seiner Frau: „Nun paß up, wat ick seggen will. Sühst du, up den langen Acker dar wüll wi unsren Wettloop maken. De Haas löppt nemlich in der eenen Föhr (Furche) un ick inner andern, un von baben (oben) fang wi an to loopen. Nu häst du wieder nicks to dohn, as du stellst di hier unnen in de Föhr, un wenn de Haas up de andere Siet ankummt, so röpst du em entgegen: ‚Ick bün all (schon) hier.‘ “
So kamen sie zu dem Acker, der Igel wies seiner Frau ihren Platz an und ging den Acker hinauf. Als er oben ankam, war der Hase schon da. „Kann et losgahn?“ fragte er. „Jawol“, erwiderte der Igel. „Denn man to.“ Damit stellte sich jeder in seine Furche. Der Hase zählte: „Hahl een, hahl twee, hahl dree“, und los ging er wie ein Sturmwind den Acker hinunter. Der Igel aber lief nur etwa drei Schritte, dann duckte er sich in die Furche hinein und blieb ruhig sitzen. Und als der Hase im vollen Lauf am Ziel unten am Acker ankam, rief ihm die Frau des Igels entgegen:“Ick bün all hier!“ Der Hase war nicht wenig erstaunt, glaubte er doch nichts anderes, als daß er den Igel selbst vor sich hatte. Bekanntlich sieht die Frau Igel genauso aus wie ihr Mann. „Datt geiht nich to mit rechten Dingen“, rief er. „Nochmal geloopen, wedder üm!“ Und fort ging es wieder wie der Sturmwind, daß ihm die Ohren am Kopf flogen. Die Frau des Igels aber blieb ruhig an ihrem Platz sitzen, und als der Hase oben ankam,

rief ihm der Herr Igel entgegen: „Ick bin all hier." Der Hase war ganz außer sich vor Ärger und schrie: „Nochmal geloopen, wedder üm!" „Mientwegen", gab der Igel zurück „so oft, as du Lust hest." So lief der Hase dreiundsiebzigmal, und der Igel hielt immer mit. Und jedesmal, wenn der Hase oben oder unten am Ziel ankam, sagten der Igel oder seine Frau: „Ick bün all hier."
Beim vierundsiebzigsten Male aber kam der Hase nicht mehr ans Ziel. Mitten auf dem Acker fiel er zu Boden, das Blut floß ihm aus der Nase, und er blieb tot liegen. Der Igel aber nahm seinen gewonnenen Golddukaten und die Flasche Branntwein, rief seine Frau von ihrem Platz am Ende der Furche, und vergnügt gingen beide nach Hause. Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch. So geschah es, daß auf der Buxtehuder Heide der Igel den Hasen zu Tode gelaufen hatte, und seit jener Zeit hat kein Hase mehr gewagt, mit dem Buxtehuder Igel um die Wette zu laufen. Die Lehre aus dieser Geschichte aber ist erstens, daß sich keiner, und wenn er sich auch noch so vornehm dünkt, einfallen lassen soll, sich über einen kleinen Mann lustig zu machen, und wäre es auch nur ein Igel. Und zweitens, daß es gut ist,wenn einer heiratet, daß er sich eine Frau von seinem Stand nimmt, die geradeso aussieht wie er. Wer also ein Igel ist, der muß darauf sehen, daß auch seine Frau ein Igel ist, und so weiter.

RUMPELSTILZCHEN

Jahrhunderte versuchte man, aus Blei oder anderen Elementen Gold zu gewinnen. Der Alchimist Johann Friedrich Böttger wurde (wie im Märchen die Müllerstochter) vom König August dem Starken eingesperrt, um Gold zu machen. Statt dessen erfand er das Meißner Porzellan! Unser modernes Wirtschaftssystem ist dem Märchen noch ähnlicher: wir machen tatsächlich aus Stroh und Holzfasern Gold, indem wir sie erst in Papier verwandeln, mit Hieroglyphen bedrucken, ihm einen imaginären Wert beilegen und dann alles dafür kaufen können - auch Gold! Wir gehen sogar noch weiter und drucken gar nicht erst das Geld, sondern gewähren ‚Kredit' mit ‚Geld', das überhaupt nicht vorhanden ist, nur rechnerisch: Buchgeld.
Banken besitzen nur ein Viertel des Bargeldes, was sie als Kredit vergeben. Unser Geld ist nicht mal Stroh, es ist Luft. Das Märchen zeigt, daß man mit einem faulen Trick für kurze Zeit Gold oder Wohlstand vortäuschen kann. Doch dann kommt unweigerlich der Zahltag wie nach einer Inflation: es muß mit Schweiß und Tränen bezahlt werden, mit Leben und Gesundheit. „Etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt, sagt der Unhold zur Königin. Wir bezahlen den erschwindelten Wohlstand mit dem Leben unserer Jugend, die im Materialismus ertrinkt und vor Langeweile allen möglichen Lastern oder dem Tod verfällt. Der Preis ist eine verwüstete Natur, zerstörte Familien und eine Wahnsinnsrüstung, die alles mit einem Schlag vernichten kann. Alles war nur möglich, weil man mit Schwindelgeld aus Stroh bezahlte. Früher scheiterten Irrsinnsprojekte immer an der Finanzierung; heute bezahlt man alles mit Stroh, das über Nacht gesponnen wurde. Wie können wir, wie kann die Königin dem Unheil entgehen? Wie kann sie, wie können wir unsere Kinder retten? - Indem wir den Unhold beim Namen nennen, indem wir die Wurzel des Übels aufdecken und nicht mit allen möglichen Namen oder Fachausdrücken drum herumreden. Der Unhold heißt nicht Hinz oder Kunz im Märchen, sondern Rumpelstilzchen. Und das uns bedrohende Unheil heißt nicht Wirtschaftskrise oder Arbeitslosigkeit, nicht Krieg oder Armut, sondern Schwindelgeld! Mit wucherndem Kreditgeld werden gesunde Betriebe und Volkswirtschaften zerstört, wird die Jugend verführt, die Entwicklungsländer in den Bankrott getrieben. Geld regiert nicht nur, sondern zerstört die Welt, indem jeder Wahnsinn finanziert wird. Und die internationalen Großbanker lachen und singen in ihren goldenen Palästen:

„Heute druck‘ ich, morgen leih‘ ich,
übermorgen befehl ich jeder Regierung der Welt
ach,wie gut, daß niemand weiß,
daß ich Zins und Wucher heiß“!

Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und, um sich ein Ansehen zu geben, zu ihm sagte „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen". Dem König, der das Gold lieb hatte, gefiel die Kunst gar wohl, und er befahl, die Müllerstochter sollte alsbald vor ihn gebracht werden.
Dann führte er sie in eine Kammer, die ganz voll Stroh war, gab ihr Rad und Haspel und sprach „wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben". Darauf ward die Kammer verschlossen, und sie blieb allein darin. Da saß nun die arme Müllerstochter, und wußte um ihr Leben keinen Rat, denn sie verstand gar nichts davon, wie das Stroh zu Gold zu spinnen war, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Türe auf, und trat ein kleines Männchen herein und sprach „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?" „Ach", antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht." Sprach das Männchen „was gibst du mir, wenn ich dirs spinne?" „Mein Halsband" sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll und so ging's fort bis zum Morgen. Da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold.
Als der König kam und nachsah, da erstaunte er und freute sich, aber sein Herz wurde nur noch begieriger, und er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen kam und sprach „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?" „Meinen Ring von dem Finger", antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, und fing wieder an zu schnurren mit dem Rade, und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach „Die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen, wenn dir das gelingt, sollst du meine Gemahlin werden". ,,Denn", dachte er, „eine reichere Frau kannst du auf der Welt nicht haben." Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum dritten Mal wieder, und sprach „Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?" „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte", antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wann du Königin wirst, dein erstes Kind." „Wer weiß, wie das noch geht", dachte die Müllerstochter, und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen, und versprach dem

Männchen, was es verlangte; dafür spann das Männchen noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam, und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.
Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt, und dachte gar nicht mehr an das Männchen, da trat es in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast". Die Königin erschrak, und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte, aber das Männchen sprach „Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt". Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleiden mit ihr hatte, und sprach: „Drei Tage will ich dir Zeit lassen, wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten"
Nun dachte die Königin die ganze Nacht über an alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit nach neuen Namen. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie an mit Caspar, Melchior, Baltazer, und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein „So heiß ich nicht". Den zweiten Tag ließ sie herumfragen bei allen Leuten, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten vor, Rippenbiest, Hammelswade, Schnürbein, aber es blieb dabei „So heiß ich nicht". Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück, und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein, und schrie

„Heute back ich, morgen brau ich, übermorgen hol` ich der Königin ihr Kind; ach, wie gut ist, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

Da war die Königin ganz froh, daß sie den Namen wußte, und als bald hernach das Männlein kam, und sprach: „Nun, Frau Königin, wie heiß ich?" fragte sie erst: „Heißest du Kunz?" „Nein." „Heißest du Heinz?" „Nein."„Heißt du etwa Rumpelstilzchen?"

„Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt", schrie das Männlein, und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen, und riß sich selbst mitten entzwei.

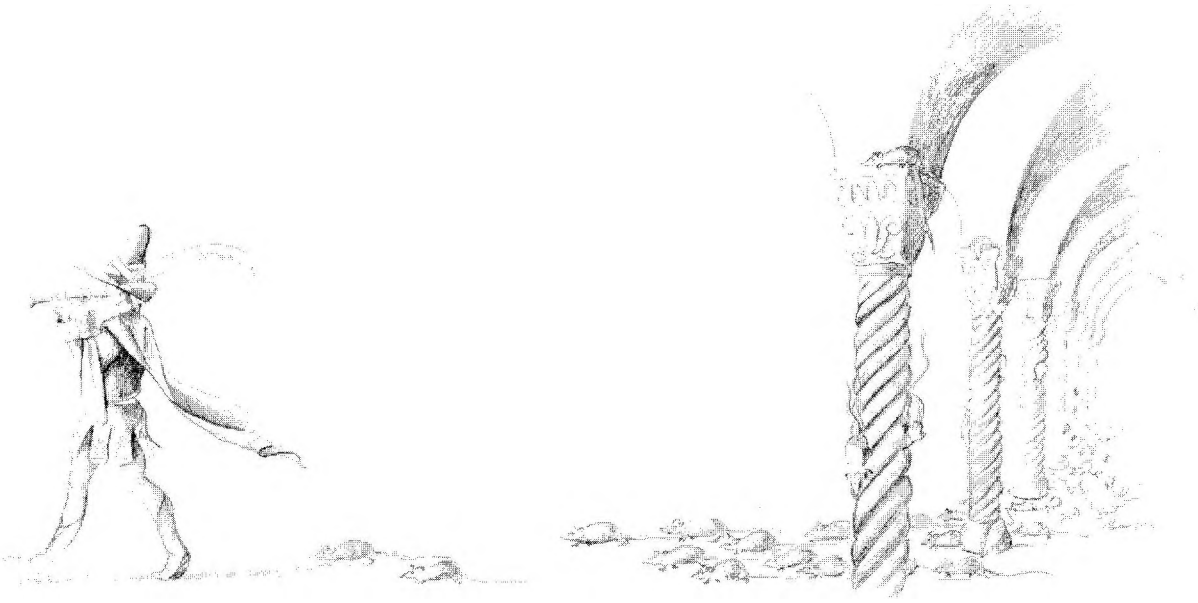
DER RATTENFÄNGER

Eigentlich ist es eine Sage, weil an einen genauen historischen Vorgang angeknüpft wird: den Auszug von 130 Kindern aus Hameln am 26. Juni 1284 - vor 700 Jahren. Aber die Deutungen über dieses Ereignis, und ob es überhaupt stattgefunden oder etwas ganz anderes zu bedeuten hat, sind so vielschichtig, daß es ins Märchenhafte gleitet.
Ein Rattenfänger gilt allgemein als Zauberer, Verführer, Bösewicht. Doch das Spiel, das jedes Jahr in Hameln sonntags im Sommer auf dem Markt aufgeführt wird, zeigt ihn ganz anders. Die Stadt ist in höchster Not: Ratten und Mäuse fressen alles auf, eine Hungersnot bricht aus, niemand kann die Zerstörung aufhalten, weder die hohen Herren mit ihrer Macht, noch die geistlichen Herren mit ihren Gebeten. Da erscheint ein wunderlicher Mann und verspricht Abhilfe. Ja, ja, alles soll er haben, sogar des Bürgermeisters Töchterlein, wenn er nur Rettung bringt. Er verlangt aber nur bescheidene 100 Taler. Und siehe da, mit seinem Flötenspiel vertreibt er die Plagegeister. Anscheinend kommt es immer nur auf den rechten Mann zur rechten Zeit mit dem rechten Ton an. Einfach und doch unerklärlich. Die Stadt atmet auf, aber sofort ist alle Dankbarkeit vergessen. Was, soviel Geld für ein bißchen Marschieren mit Musik? Kommt überhaupt nicht in Frage! Und einem Hergelaufenen des Bürgermeisters Tochter? Nie! Im Gegenteil: der Fremde gehört gehenkt, denn er steht mit dem Bösen im Bunde, sonst hätte er das nicht gekonnt. Er hat weder Weihrauch geschwenkt noch Gebete gemurmelt, ist also gar kein Christ! Hinweg mit ihm! - Nur mit knapper Not entgeht der Wundermann dem Galgen.
Doch er kommt wieder, als alle in der Kirche versammelt sind und ‚Gott' danken für die Errettung, aber nicht dem, der sie vollbracht hat. Und während die Undankbaren und Wortbrüchigen fromme Lieder singen, bläst der Rattenfänger abermals seine Zauberflöte, und diesmal folgen ihm alle Kinder - bis auf ein blindes und ein stummes. Alle anderen entführt er den Eltern, die nicht wert sind, Kinder zu erziehen. Man sagt, die Kinder seien im fernen Transsilvanien wieder aufgetaucht und hätten dort eine bessere und gerechte Gemeinschaft aufgebaut.

Selbsternannte Tugendwächter helfen da nicht mehr,
wenn das Volk in seiner Not versinkt!
Wenn die Korruption zum Himmel stinkt,
müssen andre, ungewohnte Mittel her!
Doch wo Undank ist der edlen Taten Lohn,
läuft euch mit der Tugend auch die Jugend noch davon!

Der Rattenfänger zu Hameln

Im Jahre 1284 ließ sich zu Hameln ein sonderbarer Mann sehen. Er trug einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch, weswegen er Bundting geheißen haben soll, und gab sich für einen Rattenfänger aus. Er versprach für einen bestimmten Lohn, die Stadt von allen Ratten und Mäusen zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und sicherten ihm den verlangten Betrag zu.



Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen aus der Tasche und begann eine eigenartige Weise zu pfeifen. Da kamen sogleich die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Sobald der Fänger glaubte, es sei keine mehr zurückgeblieben, schritt er langsam zum Stadttor hinaus, und der ganze Haufen folgte ihm bis an die Weser. Dort schürzte der Mann seine Kleider, stieg in den Fluß, und alle Tiere sprangen hinter ihm drein und ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten dem Mann die Auszahlung unter allerlei Ausflüchten, so daß er sich schließlich zornig und erbittert entfernte. Am 24. Juni, am Tage Johannis des Täufers, morgens früh um sieben Uhr erschien er wieder, diesmal in Gestalt eines Jägers, mit finsterem Blick, einen roten, wunderlichen Hut auf dem Kopf. Wortlos zog er seine Pfeife hervor und ließ sie in den Gassen hören. Und in aller Eile kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mädchen, vom vierten Lebensjahr angefangen, in großer Zahl dahergelaufen. Darunter war auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters. Der ganze Schwarm zog hinter dem Mann her, und er führte sie vor die Stadt zu einem Berg hinaus, wo er mit der ganzen Schar verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, das mit einem Kind auf

dem Arm weit rückwärts nachgezogen war, dann aber umkehrte und die Kunde in die Stadt brachte. Die Eltern liefen sogleich haufenweise vor alle Tore und suchten jammernd ihre Kinder. Besonders die Mütter klagten und weinten herzzerreißend. Ungesäumt wurden Boten zu Wasser und zu Land an alle Orte umhergeschickt, die nachforschen sollten, ob man die Kinder oder auch nur einige von ihnen irgendwo gesehen habe; aber alles Suchen war leider vergeblich. Hundertunddreißig Kinder gingen damals verloren. Zwei sollen sich, wie man erzählt, verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere taubstumm war. Das blinde konnte den Ort nicht zeigen, wo es sich aufgehalten hatte, wohl aber erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt waren, das taubstumme nur den Ort weisen, da es nichts gehört hatte und auch nicht sprechen konnte. Ein kleiner Knabe war im Hemd mitgelaufen und nach einiger Zeit umgekehrt, um seinen Rock zu holen, wodurch er dem Unglück entgangen war; denn als er zurückkam, waren die andern schon in der Senkung eines Hügels verschwunden. Die Straße, auf der die Kinder zum Tor hinausgezogen waren, hieß später die bungelose (trommeltonlose, stille), weil kein Tanz darin abgehalten und kein Saitenspiel gerührt werden durfte. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche geführt wurde, mußten die Spielleute in dieser Gasse ihr Spiel unterbrechen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg. Dort sind links und rechts zwei Steine in Kreuzform zur Erinnerung an dies traurige und seltsame Ereignis errichtet. Die Bürger von Hameln haben diese Begebenheit in ihrem Stadtbuch verzeichnen lassen. Im Jahre 1571 ließ der Bürgermeister die Geschichte auf den Kirchenfenstern abbilden.

DER KÖNIGSSOHN, DER SICH VOR NICHTS FÜRCHTET

Ein Königssohn, dem daheim nichts mehr gefiel, wollte in die Welt und etwas erleben. Und da er vor nichts Furcht hatte, war es einerlei, wohin der Weg führte. Er kam zu einem Riesen, der über seine Kraft und Kühnheit staunte. „Ich kann alles, wozu ich Lust habe", sagte der Königssohn. Das heißt nicht; was ich aus Übermut tun möchte, sondern wozu ich mich berufen fühle!" „Wenn du derart bist, so hole mir einen Apfel des Lebens", meint der Riese, der lange vergeblich danach gesucht hatte und er schildert die Schwierigkeit der Aufgabe. Aber der Junge sagt nur: „Ich will den Garten schon finden" (Intelligenz); „Mich werden die wilden Tiere schon einlassen" (Mut); „Mir wird's schon glücken, den Apfel zu pflücken" (Geschicklichkeit). Und ihm gelingt auch alles ohne Schwierigkeit. Der Ring, durch den er nach dem Apfel greifen muß, verleiht ihm große Kräfte, und der Löwe vor dem Tor folgt ihm als seinem Herrn. Dem Furchtlosen dienen die wilden Naturkräfte, die andern zum Verhängnis werden. Er bringt dem Riesen den Apfel, aber der will auch noch den Ring und kämpft mit dem Königssohn, kann ihn aber nicht überwinden wegen der Kraft, die der Ring verleiht. Da greift der Riese zu einer List und überredet seinen Gegner, der von Falschheit nichts weiß, im Fluß zu baden und die Kleider abzulegen mitsamt dem Ring. Sofort raubt ihn der Riese, aber der Löwe holt ihn zurück. Nun überfällt der Riese den Arglosen aus dem Hinterhalt und sticht ihm beide Augen aus, führt ihn auf einen hohen Felsen, damit er sich zu Tode stürzt. Doch der Löwe zieht seinen Herrn vom Abgrund zurück und stößt den Riesen hinab. An einem Bach spritzt er mit seinen Tatzen Wasser ins Gesicht des Jungen, der dadurch das Augenlicht wiederfindet. Durch Leiden gereift, kann der Königssohn jetzt auch andern helfen. Er kommt zu einem verwünschten Schloß, davor steht eine schöne Jungfrau, aber sie ist ganz schwarz. Doch er kann sie erlösen, weil er drei Nächte im Schloß zubringt unter entsetzlichen Martern durch viele Teufel. Aber ihm kommt keine Furcht ins Herz und kein Klagelaut über die Lippen. Und jede Nacht wird die Jungfrau etwas weißer, bis sie schließlich schneeweiß und schön wie der helle Tag vor ihm steht. Dreimal noch schwingt er sein Schwert über die Treppe, dann ist alles erlöst und abends ward die Hochzeit mit großen Freuden gefeiert. - Wer furchtlos, arglos und von klarer Überzeugung ist, dem stehen Kräfte zur Verfügung, von denen andere sich nichts träumen lassen.

Nur der Furchtlose kann die Welt erleben,
in all ihrer Schönheit und Herrlichkeit,
und wo andere vor dem Schicksal beben,
da hält es für ihn den Sieg bereit.
Und droht dem Arglosen auch große Gefahr,
noch größere Kräfte schützen ihn wunderbar.

Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet

Es war einmal ein Königssohn, dem gefiels nicht mehr daheim in seines Vaters Haus, und weil er vor nichts Furcht hatte, so dachte er, ‚ich will in die weite Welt gehen, da wird mir Zeit und Weile nicht lang, und ich werde wunderliche Dinge genug sehen'. Also nahm er von seinen Eltern Abschied und ging fort, immerzu, von Morgen bis Abend, und es war ihm einerlei, wo hinaus ihn der Weg führte. Es trug sich zu, daß er vor eines Riesen Haus kam, und weil er müde war, setzte er sich vor die Türe und ruhte. Und als er seine Augen so hin- und hergehen ließ, sah er auf dem Hof des Riesen Spielwerk liegen; das waren ein paar mächtige Kugeln und Kegel, so groß als ein Mensch. Über ein Weilchen bekam er Lust, stellte die Kegel auf und schob mit den Kugeln danach, schrie und rief wenn die Kegel fielen, und war guter Dinge. Der Riese hörte den Lärm, streckte seinen Kopf zum Fenster heraus und erblickte einen Menschen, der nicht größer war als andere, und doch mit seinen Kegeln spielte. „Würmchen", rief er, „was kegelst du mit meinen Kegeln? Wer hat dir die Stärke dazu gegeben?" Der Königssohn schaute auf, sah den Riesen an und sprach „Oh du Klotz, du meinst wohl, du hättest allein starke Arme? Ich kann alles, wozu ich Lust habe." Der Riese kam herab, sah dem Kegeln ganz verwundert zu und sprach: „Menschenkind, wenn du der Art bist, so geh und hol mir einen Apfel vom Baum des Lebens." „Was willst du damit?" sprach der Königssohn. „Ich will den Apfel nicht für mich", antwortete der Riese, „aber ich habe eine Braut, die verlangt danach; ich bin weit in der Welt umhergegangen und kann den Baum nicht finden". „Ich will ihn schon finden", sagte der Königssohn, „und ich weiß nicht, was mich abhalten soll, den Apfel herunterzuholen". Der Riese sprach „Du meinst wohl, das wäre so leicht? Der Garten, worin der Baum steht, ist von einem eisernen Gitter umgeben, und vor dem Gitter liegen wilde Tiere, eins neben dem andern, die halten Wache und lassen keinen Menschen hinein". „Mich werden sie schon einlassen", sagte der Königssohn. „Ja, gelangst du auch in den Garten und siehst den Apfel am Baum hängen, so ist er doch noch nicht dein. Es hängt ein Ring davor, durch den muß einer die Hand stecken, wenn er den Apfel erreichen und abbrechen will, und das ist noch keinem geglückt". „Mir soll's schon glücken", sprach der Königssohn.

Da nahm er Abschied von dem Riesen, ging fort über Berg und Tal, durch Felder und Wälder, bis er endlich den Wundergarten fand. Die Tiere lagen ringsumher, aber sie hatten die Köpfe gesenkt und schliefen. Sie erwachten auch nicht, als er herankam, sondern er trat über sie weg, stieg über das Gitter und kam glücklich in den Garten. Da stand mitten inne der Baum des Lebens, und die roten Äpfel leuchteten an den Ästen. Er kletterte an dem Stamm in die Höhe, und wie er nach einem Apfel reichen wollte, sah er einen Ring davor hängen, aber er steckte seine Hand ohne Mühe hindurch und brach den Apfel.

Der Ring schloß sich fest an seinen Arm, und er fühlte, wie auf einmal eine gewaltige Kraft durch seine Adern drang. Als er mit dem Apfel von dem Baum wieder herabgestiegen war, wollte er nicht über das Gitter klettern, sondern faßte das große Tor und brauchte nur einmal daran zu schütteln, so sprang es mit Krachen auf. Da ging er hinaus, und der Löwe, der davor gelegen hatte, war wach geworden und sprang ihm nach, aber nicht in Wut und Wildheit, sondern er folgte ihm demütig als seinem Herrn.
Der Königssohn brachte dem Riesen den versprochenen Apfel und sprach: „Siehst du, ich habe ihn ohne Mühe geholt". Der Riese war froh, daß sein Wunsch so bald erfüllt war, eilte zu seiner Braut und gab ihr den Apfel, den sie verlangt hatte. Es war eine schöne und kluge Jungfrau, und da sie den Ring nicht an seinem Arm sah, sprach sie: „Ich glaube nicht eher, daß du den Apfel geholt hast, als bis ich den Ring an deinem Arm erblicke". Der Riese sagte: „Ich brauche nur heimzugehen und ihn zu holen" und meinte, es wäre ein leichtes, dem schwachen Menschen mit Gewalt wegzunehmen, was er nicht gutwillig geben wollte. Er forderte also den Ring von ihm, aber der Königssohn weigerte sich. „Wo der Apfel ist, muß auch der Ring sein", sprach der Riese, „gibst du ihn nicht gutwillig, so mußt du mit mir darum kämpfen".
Sie rangen lange Zeit miteinander, aber der Riese konnte dem Königssohn, den die Zauberkraft des Ringes stärkte, nichts anhaben. Da sann der Riese auf eine List und sprach: „Mir ist warm geworden bei dem Kampf, und dir auch, wir wollen im Flusse baden und uns abkühlen, eh wir wieder anfangen". Der Königssohn, der von Falschheit nichts wußte, ging mit ihm zu dem Wasser, streifte mit seinen Kleidern auch den Ring vom Arm und sprang in den Fluß. Alsbald griff der Riese nach dem Ring und lief damit fort, aber der Löwe, der den Diebstahl bemerkt hatte, setzte dem Riesen nach, riß den Ring ihm aus der Hand und brachte ihn seinem Herrn zurück. Da stellte sich der Riese hinter einen Eichbaum, und als der Königssohn beschäftigt war, seine Kleider wieder anzuziehen, überfiel er ihn und stach ihm beide Augen aus.
Nun stand da der arme Königssohn, war blind und wußte sich nicht zu helfen. Da kam der Riese wieder herbei, faßte ihn bei der Hand wie jemand, der ihn leiten wollte, und führte ihn auf die Spitze eines hohen Felsens. Dann ließ er ihn stehen und dachte: ‚noch ein paar Schritte weiter, so stürzt er sich tot, und ich kann ihm den Ring abziehen'. Aber der treue Löwe hatte seinen Herrn nicht verlassen, hielt ihn am Kleide fest und zog ihn allmählich wieder zurück. Als der Riese kam und den Toten berauben wollte, sah er, daß seine List vergeblich gewesen war. „Ist denn ein so schwaches Menschenkind nicht zu verderben!" sprach er zornig zu sich selbst, faßte den Königssohn und führte ihn auf einem andern Weg nochmals zu dem Abgrund; aber der Löwe, der die böse Absicht merkte, half seinem Herrn auch hier aus der Gefahr. Als sie nahe zum Rand gekommen waren, ließ der Riese die Hand des Blinden fahren und wollte ihn allein zurücklassen, aber der Löwe stieß den Riesen, daß er hinabstürzte und zerschmettert auf den Boden fiel. Das treue Tier zog seinen Herrn wieder von

dem Abgrund zurück und leitete ihn zu einem Baum, an dem ein klarer Bach floß. Der Königssohn setzte sich da nieder, der Löwe aber legte sich und spritzte mit seiner Tatze ihm das Wasser ins Antlitz. Kaum hatten ein paar Tröpfchen die Augenhöhlen benetzt, so konnte er wieder etwas sehen und bemerkte ein Vöglein, das flog ganz nah vorbei, stieß sich aber an einem Baumstamm; hierauf ließ es sich in das Wasser herab und badete sich darin, dann flog es auf, strich ohne anzustoßen zwischen den Bäumen hin, als hätte es sein Gesicht wiederbekommen.
Da erkannte der Königssohn den Wink Gottes, neigte sich herab zu dem Wasser und wusch und badete sich darin das Gesicht. Und als er sich aufrichtete, hatte er seine Augen wieder so hell und rein, wie sie nie gewesen waren.
Der Königssohn dankte Gott für die große Gnade und zog mit seinem Löwen weiter in der Welt herum. Nun trug es sich zu, daß er vor ein Schloß kam, welches verwünscht war. In dem Tor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt und feinem Antlitz, aber sie war ganz schwarz. Sie redete ihn an und sprach: „Ach könntest du mich erlösen aus dem bösen Zauber, der über mich geworfen ist". „Was soll ich tun?" sprach der Königssohn. Die Jungfrau antwortete: „Drei Nächte mußt du in dem großen Saal des verwünschten Schlosses zubringen, aber es darf keine Furcht in dein Herz kommen. Wenn sie dich auf das ärgste quälen und du hältst es aus, ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich erlöst; das Leben dürfen sie dir nicht nehmen". Da sprach der Königssohn: „Ich fürchte mich nicht, ich will's mit Gottes Hilfe versuchen".
Also ging er fröhlich in das Schloß, und als es dunkel ward, setzte er sich in den großen Saal und wartete. Es war aber still bis Mitternacht, da fing plötzlich ein großer Lärm an, und aus allen Ecken und Winkeln kamen kleine Teufel herbei. Sie taten, als ob sie ihn nicht sähen, setzten sich mitten in die Stube, machten ein Feuer an und fingen an zu spielen. Wenn einer verlor, sprach er: „Es ist nicht richtig, es ist einer da, der nicht zu uns gehört, der ist schuld, daß ich verliere". „Wart, ich komme, du hinter dem Ofen", sagte ein anderer. Das Schreien ward immer größer, so daß es niemand ohne Schrecken hätte anhören können. Der Königssohn blieb ganz ruhig sitzen und hatte keine Furcht; doch endlich sprangen die Teufel von der Erde auf und fielen über ihn her, und es waren so viele, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie zerrten ihn auf dem Boden herum, zwickten, stachen, schlugen und quälten ihn, aber er gab keinen Laut von sich. Gegen Morgen verschwanden sie, und er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder regen konnte; als aber der Tag anbrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herein. Sie trug in ihrer Hand eine kleine Flasche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn, und alsbald fühlte er, wie alle Schmerzen verschwanden und frische Kraft in seine Adern drang. Sie sprach „Eine Nacht hast du glücklich ausgehalten, aber noch zwei stehen dir bevor". Da ging sie wieder weg und im Weggehen bemerkte er, daß ihre Füße weiß geworden waren.

In der folgenden Nacht kamen die Teufel und fingen ihr Spiel aufs neue an. Sie fielen über den Königssohn her und schlugen ihn viel härter als in der vorigen Nacht, daß sein Leib voll Wunden war. Doch da er alles still ertrug, mußten sie von ihm lassen, und als die Morgenröte anbrach, erschien die Jungfrau und heilte ihn mit dem Lebenswasser. Und als sie wegging, sah er mit Freuden, daß sie schon weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen. Nun hatte er nur noch eine Nacht auszuhalten, aber die war die schlimmste. Der Teufelsspuk kam wieder. „Bist du noch da!", schrien sie, „du sollst gepeinigt werden, daß dir der Atem stehen bleibt." Sie stachen und schlugen ihn, warfen ihn hin und her und zogen ihn an Armen und Beinen, als wollten sie ihn zerreißen; aber er duldete alles und gab keinen Laut von sich. Endlich verschwanden die Teufel, aber er lag da ohnmächtig und regte sich nicht; er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Jungfrau zu sehen, die hereinkam und ihn mit dem Wasser des Lebens benetzte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit und fühlte sich frisch und gesund, als wäre er aus einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Jungfrau neben sich stehen, die war schneeweiß und schön wie der helle Tag. „Steh auf", sprach sie, „und schwing dein Schwert dreimal über die Treppe, so ist alles erlöst." Und als er das getan hatte, da war das ganze Schloß vom Zauber befreit, und die Jungfrau war eine reiche Königstochter. Die Diener kamen und sagten, im großen Saale wäre die Tafel schon zubereitet und die Speisen aufgetragen. Da setzten sie sich nieder, aßen und tranken zusammen, und abends ward in großen Freuden die Hochzeit gefeiert.

DIE BIENENKÖNIGIN

Man sollte jedes Märchen erst noch einmal lesen. Dieses könnte nicht zeitgemäßer sein. - Zwei Königssöhne gingen einmal auf Abenteuer und gerieten in ein wüstes Leben, daß sie nicht wieder nach Hause kamen. Privilegierte Abkunft und Wohlstand hatten sie zu einem nichtsnutzigen Leben verführt, daß sie ihre Wurzeln vergaßen und nicht mehr wußten, wozu sie auf der Welt waren. Der Jüngste, der ‚Dümmling', machte sich auf, sie zu suchen. Oft ist der sog. Dumme der eigentlich Vernünftige, der Naturverbundene, was besagt, daß es in erster Linie nicht auf Herkunft, Geld oder Intellekt ankommt, sondern auf gesunden Menschenverstand, Herzensbildung und Ehrfurcht. Daran fehlt es den beiden Älteren vollkommen. Sie wollen mutwillig einen Ameisenhaufen zerstören, Enten totschießen, ein Bienennest ausräuchern. Aber jedesmal sagt der Jüngste: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie stört oder tötet." - Heute wissen wir,daß kein Wald ohne Ameisen gesund bleiben kann, daß es ohne Bienen keine Bestäubung und kein Obst gibt und daß Enten die wirksamsten Schneckenvertilger sind. Aber nur weil wir ihre ‚Nützlichkeit' für uns bewiesen haben, schonen wir sie. Ein naturverbundener Mensch wußte immer instinktiv, daß man nicht ungestraft in den Naturhaushalt eingreifen darf. Heute bekommen wir die böse Quittung für unsere Überheblichkeit und Wissenschaftlichkeit. Die drei kommen schließlich an ein Schloß, wo alles Leben versteinert ist, d.h. der ganze Reichtum hat zur Erstarrung, zum Tode geführt, genau wie bei uns! Um alles aus dieser Erstarrung zu erlösen, müssen drei Aufgaben bewältigt werden. Die beiden Älteren versuchen es aus eigener Kraft und Weisheit, scheitern und werden auch zu Stein. Es ist eben nicht damit getan, an Symptomen herumzubasteln, wenn eine grundlegend neue Einstellung nötig ist. Nur der Jüngste begreift, daß diese Aufgaben nur im Zusammenwirken mit den Tieren der Natur zu lösen sind und läßt sich von denen helfen, die er vorher beschützt hat. Die Ameisen finden die 1000 Perlen im Boden. Könnten damit nicht die Kleinstlebewesen gemeint sein, die jeden Boden erst fruchtbar machen? Die Enten holen den verlorenen Schlüssel aus der See. Das Meer enthält den Schlüssel zum Leben. Ohne Wasser kein Leben. Und die Bienen helfen, die natürliche Süße des Honigs zu finden, nicht die künstliche aus Zucker oder Sirup, der wir so viele Zivilisationskrankheiten zu verdanken haben. Hier ist eine vollständige Ernährungs- und Lebensphilosophie enthalten.

Wir wollen uns gerne selbst entfalten
und jagen dem Vergnügen nach,
wir wollen alles umgestalten
und verwüsten die Schöpfung tausendfach.
Wir bilden uns viel auf unsern Fortschritt ein,
doch besser als die Natur kann gar nichts sein.

Die Bienenkönigin

Zwei Königssöhne gingen einmal auf Abenteuer und gerieten in ein wildes, wüstes Leben, so daß sie gar nicht wieder nach Haus kamen. Der jüngste, welcher der Dümmling hieß, machte sich auf und suchte seine Brüder. Aber wie er sie endlich fand, verspotteten sie ihn, daß er mit seiner Einfalt sich durch die Welt schlagen wollte, und die zwei könnten nicht durchkommen und wären doch viel klüger. Sie zogen alle drei miteinander fort und kamen an einen Ameisenhaufen. Die zwei ältesten wollten ihn aufwühlen und sehen, wie die kleinen Ameisen in der Angst herumkrochen und ihre Eier forttrügen, aber der Dümmling sagte: „ Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie stört." Da gingen sie weiter und kamen an einen See, auf dem schwammen viele, viele Enten. Die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten, aber der Dümmling ließ es nicht zu und sprach: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie tötet." Endlich kamen sie an ein Bienennest, darin war so viel Honig, daß er am Stamm herunterlief. Die zwei wollten Feuer unter den Baum legen und die Bienen ersticken, damit sie den Honig wegnehmen könnten. Der Dümmling hielt sie aber wieder ab und sprach: „Laßt die Tiere in Frieden, ich leid's nicht, daß ihr sie verbrennt." Endlich kamen die drei Brüder in ein Schloß, wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, auch war kein Mensch zu sehen und sie gingen durch alle Ställe, bis sie vor eine Türe ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlösser, es war aber mitten in der Türe ein Lädlein, dadurch konnte man in die Stube sehen. Da sahen sie ein graues Männchen, das an einem Tisch saß. Sie riefen es an, einmal, zweimal, aber es hörte nicht. Endlich riefen sie zum drittenmal; da stand es auf, öffnete die Schlösser und kam heraus. Es sprach aber kein Wort, sondern führte sie zu einem reichbesetzten Tisch; und als sie gegessen und getrunken hatten, brachte es einen jeglichen in sein eigenes Schlafgemach.

Am andern Morgen kam das graue Männchen zu dem ältesten, winkte und leitete ihn zu einer steinernen Tafel, darauf standen drei Aufgaben geschrieben, wodurch das Schloß erlöst werden könnte. Die erste war: In dem Wald unter dem Moos lagen die Perlen der Königstochter, tausend an der Zahl; die mußten aufgesucht werden, und wenn vor Sonnenuntergang noch eine einzige fehlte, so ward der, welcher gesucht hatte, zu Stein. Der älteste ging hin und suchte den ganzen Tag, als aber der Tag zu Ende war, hatte er erst hundert gefunden; es geschah, wie auf der Tafel stand: Er ward in Stein verwandelt. Am folgenden Tage unternahm der zweite Bruder das Abenteuer; es ging ihm aber nicht viel besser als dem ältesten, er fand nicht mehr als zweihundert Perlen und ward zu Stein. Endlich kam auch an den Dümmling die Reihe, der suchte im Moos; es war aber so schwer, die Perlen zu finden, und ging so langsam. Da setzte er sich auf einen Stein und weinte. Und wie er so saß, kam der Ameisenkönig, dem er einmal das Leben erhalten hatte,

mit fünftausend Ameisen, und es währte gar nicht lange, so hatten die kleinen Tiere die Perlen miteinander gefunden und auf einen Haufen getragen. Die zweite Aufgabe aber war, den Schlüssel zu der Schlafkammer der Königstochter aus dem See zu holen. Wie der Dummling zum See kam, schwammen die Enten, die er einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter und holten den Schlüssel aus der Tiefe. Die dritte Aufgabe aber war die schwerste: Von den drei schlafenden Töchtern des Königs sollte die jüngste und die liebste herausgesucht werden. Sie glichen sich aber vollkommen und waren durch nichts verschieden, als daß sie, bevor sie eingeschlafen waren, verschiedene Süßigkeiten gegessen hatten, die älteste ein Stück Zucker, die zweite ein wenig Sirup, die jüngste einen Löffel Honig. Da kam die Bienenkönigin von den Bienen, die der Dümmling vor dem Feuer geschützt hatte, und versuchte den Mund von allen dreien, zuletzt blieb sie auf dem Mund sitzen, der Honig gegessen hatte, und so erkannte der Königssohn die Rechte. Da war der Zauber vorbei, alles war aus dem Schlaf erlöst, und wer von Stein war, erhielt seine menschliche Gestalt wieder. Und der Dümmling vermählte sich mit der jüngsten und liebsten und ward König nach ihres Vaters Tod, seine zwei Bruder aber erhielten die beiden andern Schwestern.

DIE DREI SPRACHEN

Ein Graf in der Schweiz hatte einen einzigen Sohn, der war dumm und konnte nichts lernen. Der Vater brachte nichts in seinen Kopf und schickte ihn zu einem berühmten Meister, aber alles, was er dort lernte, war: was die Hunde bellen. Der entsetzte Vater schickte ihn zu einem anderen Meister, dort lernte er: was die Vögli sprechen. Voll Zorn drohte der Vater, ihn zu verstoßen und versuchte es ein letztes Mal. Nach der Lehre fragte er: „mein Sohn, was hast du gelernt?" und erhielt zur Antwort: „ Lieber Vater, ich habe dieses Jahr gelernt, was die Frösche quaken." Der Vater sagte sich los von diesem Sohn, der nur Schande brachte und wollte ihn töten lassen. - Es ist das oft wiederkehrende Motiv des Dummerjahns, der nicht lernen will, was man allgemein erwartet, der aber etwas anderes kann, was nicht geschätzt wird. Der ‚Dumme' sieht den Sinn der üblichen Bildung nicht ein und verschließt sich, öffnet sich aber für das, was er für wesentlich hält: die Stimmen der Natur. Es ist der stumme Protest gegen die einseitige Verstandesbildung. Und bald zeigt der Sohn, was er kann. Er entflieht dem Vater und kommt an eine Burg, wo wilde Hunde hausen und Menschen fressen und wo niemand helfen kann. Die wilden Hunde, das sind die vergewaltigten Geister der Natur, die von den Menschen heraufbeschworenen Probleme, die nun ihre Opfer fordern. Der Jüngling ist ohne Furcht - die häufigste Tugend in allen Märchen - und geht zu den Hunden. Sie fletschen nicht die Zähne, sondern wedeln freundlich mit dem Schwanz, denn er versteht ihre Sprache und erfährt die Ursache ihres Zorns, die er mühelos beseitigen kann. - Das Märchen ist wie eine Abrechnung mit den modernen Naturzerstörern, wie der Schlüssel zu einem neuen goldenen Zeitalter, wenn wir endlich wieder auf die Sprache der Tiere, die Stimmen der Natur hören. Sie sagen uns, wo wir gefrevelt haben und wie wir es wiedergutmachen können. Denn auch im quaken der Frösche ist mehr Weisheit als in allen Erkenntnissen der Wissenschaft. Und die Vögel können uns lehren, wie man mit Weisheit regiert. So wird der ‚dumme' Naturbursche schließlich Papst, erhält ein Amt höchster Macht und Würde, weil er den Offenbarungen der Natur mehr glaubt als den Offenbarungen der Bücher, und er holt sich keine Kardinäle als Ratgeber, sondern zwei weiße Tauben sagen ihm alles ins Ohr. Das ist der wahre ‚heilige Geist', nicht das Säuseln von Engeln oder Flammen vom Himmel.

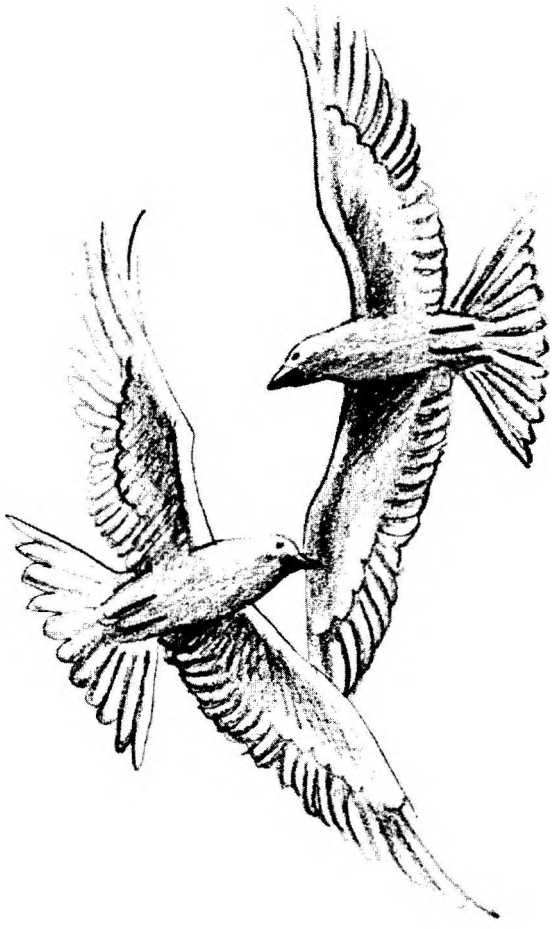
In grenzenlosem Bildungswahn
erstreben wir immer mehr totes Wissen,
wir machen die Erde uns Untertan
und treten das wahre Leben mit Füßen.
Doch als Gottes Geschöpfe brauchen wir nur
auf die Stimmen zu horchen in Wald und in Flur.

Die drei Sprachen

In der Schweiz lebte einmal ein alter Graf, der hatte nur einen einzigen Sohn, aber er war dumm und konnte nichts lernen. Da sprach der Vater: „Höre mein Sohn, ich bringe nichts in deinen Kopf, ich mag es anfangen, wie ich will. Du mußt fort von hier, ich will dich einem berühmten Meister übergeben, der soll es mit dir versuchen". Der Junge ward in eine fremde Stadt geschickt, und blieb bei dem Meister ein ganzes Jahr. Nach Verlauf dieser Zeit kam er wieder heim, und der Vater fragte: „Nun mein Sohn, was hast du gelernt?" „Vater, ich habe gelernt, was die Hunde bellen", antwortete er. „Daß Gott erbarm", rief der Vater aus, „ist das alles, was du gelernt hast? Ich will dich in eine andere Stadt zu einem andern Meister tun". Der Junge ward hingebracht, und blieb bei diesem Meister auch ein Jahr. Als er zurückkam, fragte der Vater wiederum „Mein Sohn, was hast du gelernt?" Er antwortete „Vater, ich habe gelernt, was die Vögli sprechen". Da geriet der Vater in Zorn und sprach „Oh du verlorner Mensch, hast die kostbare Zeit hingebracht und nichts gelernt, und schämst dich nicht, mir unter die Augen zu treten? Ich will dich zu einem dritten Meister schicken, aber lernst du auch diesmal nichts, so will ich dein Vater nicht mehr sein". Der Sohn blieb bei dem dritten Meister ebenfalls einganzes Jahr, und als er wieder nach Haus kam und der Vater fragte: „Mein Sohn, was hast du gelernt?" so antwortete er „Lieber Vater, ich habe dieses Jahr gelernt, was die Frösche quaken". Da geriet der Vater in den höchsten Zorn, sprang auf, rief seine Leute herbei und sprach: „Dieser Mensch ist mein Sohn nicht mehr, ich stoße ihn aus und gebiete euch, daß ihr ihn hinaus in den Wald führt und ihm das Leben nehmt". Sie führten ihn hinaus, aber als sie ihn töten sollten, konnten sie nicht vor Mitleiden und ließen ihn gehen. Sie schnitten einem Reh Augen und Zunge aus, damit sie dem Alten die Wahrzeichen bringen konnten. Der Jüngling wanderte fort und kam nach einiger Zeit zu einer Burg, wo er um Nachtherberge bat. „Ja", sagte der Burgherr, „wenn du da unten in dem alten Turm übernachten willst, so gehe hin, aber ich warne dich, es ist lebensgefährlich, denn er ist voll wilder Hunde, die bellen und heulen in einem fort, und zu gewissen Stunden müssen sie einen Menschen ausgeliefert haben, den sie auch gleich verzehren".

Die ganze Gegend war darüber in Trauer und Leid, und konnte doch niemand helfen. Der Jüngling aber war ohne Furcht und sprach: „Laßt mich nur hinab zu den bellenden Hunden, und gebt mir etwas, das ich ihnen vorwerfen kann; mir sollen sie nichts tun". Weil er nun selber nicht anders wollte, so gaben sie ihm etwas Essen für die wilden Tiere und brachten ihn hinab zu dem Turm. Als er hineintrat, bellten ihn die Hunde nicht an, wedelten mit den Schwänzen ganz freundlich um ihn herum, fraßen, was er ihnen hinsetzte, und krümmten ihm kein Härchen. Am andern Morgen kam er zu jedermanns Erstaunen gesund und unversehrt wieder zum Vorschein und sagte zu dem Burgherrn: „Die

Hunde haben mir in ihrer Sprache offenbart, warum sie da hausen und dem Lande Schaden bringen. Sie sind verwünscht und müssen einen großen Schatz hüten, der unten im Turme liegt, und kommen nicht eher zur Ruhe, als bis er gehoben ist, und wie dies geschehen muß, das habe ich ebenfalls aus ihren Reden vernommen". Da freuten sich alle, die das hörten, und der Burgherr sagte, er wollte ihn an Sohnes Statt annehmen, wenn er es glücklich vollbrächte. Er stieg wieder hinab, und weil er wußte, was er zu tun hatte, so vollführte er es und brachte eine mit Gold gefüllte Truhe herauf. Das Geheul der wilden Hunde ward von nun an nicht mehr gehört, sie waren verschwunden, und das Land war von der Plage befreit.



Über eine Zeit kam es ihm in den Sinn, er wollte nach Rom fahren. Auf dem Weg kam er an einem Sumpf vorbei, in welchem Frösche saßen und quakten. Er horchte auf, und als er vernahm, was sie sprachen, ward er ganz nachdenklich und traurig. Endlich langte er in Rom an, da war gerade der

Papst gestorben, und unter den Kardinälen großer Zweifel, wen sie zum Nachfolger bestimmen sollten. Sie wurden zuletzt einig, derjenige sollte zum Papst erwählt werden, an dem sich ein göttliches Wunderzeichen offenbaren würde. Und als das eben beschlossen war, in demselben Augenblick trat der junge Graf in die Kirche, und plötzlich flogen zwei schneeweiße Tauben auf seine beiden Schultern und blieben da sitzen. Die Geistlichkeit erkannte darin das Zeichen Gottes und fragte ihn auf der Stelle, ob er Papst werden wolle. Er war unschlüssig und wußte nicht, ob er dessen würdig wäre, aber die Tauben redeten ihm zu, daß er es tun möchte, und endlich sagte er ja. Da wurde er gesalbt und geweiht, und damit war eingetroffen, was er von den Fröschen unterwegs gehört und was ihn so bestürzt gemacht hatte, daß er der heilige Papst werden sollte. Darauf mußte er eine Messe singen und wußte kein Wort davon, aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen Schultern und sagten ihm alles ins Ohr.

DIE SECHS SCHWÄNE

Immer wieder geht es in den Märchen um die Grundeigenschaften und Triebkräfte des Menschen. Was tun wir in einer ausweglosen Lage? Ein König hatte sich im Wald verirrt und eine Hexe sagte ihm, er käme niemals mehr heraus und müßte Hungers sterben, wenn er nicht ihre Tochter heiratet. In seiner Angst des Herzens willigt er ein. Jorinde hat in ebenso ausweglosen Lage an ihrem Glauben festgehalten und einen Ausweg gefunden. - Der König heiratet die Tochter, die zwar schön ist, ihm aber Grausen macht. Und er versteckt seine Kinder aus erster Ehe vor ihr.
6 Knaben und ein Mädchen. Doch die Königin besticht die Diener mit viel Geld, und die verraten das Geheimnis. Und die böse Stiefmutter verzaubert die 6 Knaben in Schwäne, das Mädchen ist dem Anschlag nur durch Zufall entgangen. Bestechung und Verrat gibt es, seit es Menschen gibt, ebenso Neid, Haß, Habgier, Herrschsucht, Eitelkeit. In ein und derselben Familie gibt es gut und böse, mutig und feige. Daran ändert keine Religion und keine Erziehung und keine Psychologie etwas. Unsere Märchen sind viel realistischer als alle Weltverbesserungsprogramme. Und noch immer haben die, die das Paradies versprochen haben, die Hölle gebracht.
Nein, wir müssen lernen, mit Bosheit und Schwachheit zu leben, nicht sie abzuschaffen. - Von dem schwachen und ängstlichen König hören wir nichts mehr, er gerät in Vergessenheit. Der Held der Geschichte ist das kleine Mädchen. Es macht sich sofort auf die Suche nach den Brüdern, und findet sie in einer Wildhütte, wo sie jeden Abend angeflogen kommen und für eine Viertelstunde ihre menschliche Gestalt annehmen. ‚Könnt ihr denn nicht erlöst werden?' fragt sie verzweifelt. ‚Doch, aber es ist zu schwer, du darfst 6 Jahre nicht sprechen noch lachen und mußt 6 Hemden aus Sternblumen nähen'. Jetzt kommt der entscheidende Satz: Das Mädchen faßte den festen Entschluß, seine Brüder zu erlösen und koste es das eigne Leben. Man sagt, der Glaube versetzt Berge; im Grunde ist es die Entschlossenheit! Sofort macht sie sich an die Arbeit mit den Hemden. Ein anderer König findet sie und ist so von ihrer Schönheit ergriffen, daß er sie heiratet, obwohl sie kein Wort spricht. Aber der König hatte eine böse Mutter. Auch hier gut und böse dicht zusammen. Wer böse ist, hat immer Böses im Sinn und muß andern Böses andichten. So beschuldigt die Schwiegermutter die Königin, sie würde die eignen Kinder fressen. Und nachdem sie es oft genug wiederholt hat, wird es geglaubt. Es ist genauso wie heute in der Politik. Aber das Mädchen setzt das Leben ein und rettet die Brüder.

Die Menschheit bessern wollen nur Narren,
denn Bosheit und Schwachheit ändern sich nie!
Doch die Entschlossenheit auszuharren,
zwingt Schicksalsmächte in die Knie.

Die sechs Schwäne

Es jagte einmal ein König in einem großen Wald und jagte einem Wild so eifrig nach, daß ihm niemand von seinen Leuten folgen konnte. Als der Abend herankam, hielt er still und blickte um sich, da sah er, daß er sich verirrt hatte. Er suchte einen Ausgang, konnte aber keinen finden. Da sah er eine alte Frau mit wackelndem Kopfe, die auf ihn zukam; das war aber eine Hexe. „Liebe Frau," sprach er zu ihr, „könnt Ihr mir nicht den Weg durch den Wald zeigen?" „Oh ja, Herr König," antwortete sie, „das kann ich wohl, aber es ist eine Bedingung dabei, wenn Ihr die nicht erfüllt, so kommt Ihr nimmermehr aus dem Wald und müßt darin Hungers sterben." „Was ist das für eine Bedingung?" fragte der König. „Ich habe eine Tochter," sagte die Alte, „die so schön ist, wie Ihr keine auf der Welt finden könnt, und wohl verdient, Eure Gemahlin zu werden, wollt Ihr die zur Frau Königin machen, so zeige ich Euch den Weg aus dem Walde." Der König in der Angst seines Herzens willigte ein, und die Alte führte ihn zu ihrem Häuschen, wo ihre Tochter beim Feuer saß. Sie empfing den König, als wenn sie ihn erwartet hätte, und er sah wohl, daß sie sehr schön war, aber sie gefiel ihm doch nicht, und er konnte sie ohne heimliches Grausen nicht ansehen. Nachdem er das Mädchen zu sich aufs Pferd gehoben hatte, zeigte ihm die Alte den Weg, und der König gelangte wieder in sein königliches Schloß, wo die Hochzeit gefeiert wurde.

Der König war schon einmal verheiratet gewesen, und hatte von seiner ersten Gemahlin sieben Kinder, sechs Knaben und ein Mädchen, die er über alles auf der Welt liebte. Weil er nun fürchtete, die Stiefmutter möchte sie nicht gut behandeln und ihnen gar ein Leid antun, so brachte er sie in ein einsames Schloß, das mitten in einem Walde stand. Es lag so verborgen, und der Weg war so schwer zu finden, daß er ihn selbst nicht gefunden hätte, wenn ihm nicht eine weise Frau ein Knäuel Garn von wunderbarer Eigenschaft geschenkt hätte. Wenn er das vor sich hinwarf, so wickelte es sich von selbst los und zeigte ihm den Weg. Der König ging aber so oft hinaus zu seinen lieben Kindern, daß der Königin seine Abwesenheit auffiel; sie war neugierig und wollte wissen, was er draußen ganz allein in dem Walde zu schaffen habe. Sie gab seinen Dienern viel Geld, und die verrieten ihr das Geheimnis und sagten ihr auch von dem Knäuel, das allein den Weg zeigen könnte. Nun hatte sie keine Ruhe, bis sie herausgebracht hatte, wo der König das Knäuel aufbewahrte, und dann machte sie kleine weißseidene Hemdchen, und da sie von ihrer Mutter die Hexenkünste gelernt hatte, so nähte sie einen Zauber hinein. Und als der König einmal auf die Jagd geritten war, nahm sie die Hemdchen und ging in den Wald, und das Knäuel zeigte ihr den Weg. Die Kinder, die aus der Ferne jemand kommen sahen, meinten, ihr lieber Vater käme zu ihnen, und sprangen ihm voll Freude entgegen. Da warf sie über ein jedes eins von den Hemdchen, und wie das ihren Leib berührt hatte,

verwandelten sie sich in Schwäne und flogen über den Wald hinweg. Die Königin ging ganz vergnügt nach Haus und glaubte ihre Stiefkinder los zu sein, aber das Mädchen war ihr mit den Brüdern nicht entgegengelaufen, und sie wußte nichts von ihm.
Andern Tags kam der König und wollte seine Kinder besuchen, er fand aber niemand als das Mädchen. „Wo sind deine Brüder?", fragte der König. „Ach, lieber Vater", antwortete es, „die sind fort und haben mich allein zurückgelassen", und erzählte ihm, daß es aus seinem Fensterlein mit angesehen habe, wie seine Brüder als Schwäne über den Wald weggeflogen wären, und zeigte ihm die Federn, die sie in dem Hof hatten fallen lassen, und die es aufgelesen hatte. Der König trauerte, aber er dachte nicht, daß die Königin die böse Tat vollbracht hätte, und weil er fürchtete, das Mädchen würde ihm auch geraubt, so wollte er es mit fortnehmen. Aber es hatte Angst vor der Stiefmutter, und bat den König, daß es nur noch diese Nacht im Waldschloß bleiben dürfte.
Das arme Mädchen dachte: ‚Meines Bleibens ist nicht länger hier, ich will gehen und meine Brüder suchen.' Und als die Nacht kam, entfloh es, und ging gerade in den Wald hinein. Es ging die ganze Nacht durch und auch den andern Tag in einem fort, bis es vor Müdigkeit nicht weiter konnte! Da sah es eine Wildhütte, stieg hinauf und fand eine Stube mit sechs kleinen Betten, aber es getraute sich nicht sich in eins zu legen, sondern kroch unter eins, legte sich auf den harten Boden und wollte die Nacht da zubringen. Als aber die Sonne bald untergehen wollte, hörte es ein Rauschen und sah, daß sechs Schwäne zum Fenster hereingeflogen kamen. Sie setzten sich auf den Boden, und bliesen einander an und bliesen sich alle Federn ab, und ihre Schwanenhaut streifte sich ab wie ein Hemd. Da sah sie das Mädchen an und erkannte ihre Brüder, freute sich und kroch unter dem Bett hervor. Die Brüder waren nicht weniger erfreut, als sie ihr Schwesterchen erblickten, aber ihre Freude war von kurzer Dauer. „Hier kann deines Bleibens nicht sein", sprachen sie zu ihm, „das ist eine Herberge für Räuber, wenn die heim kommen und finden dich, so ermorden sie dich." „Könnt ihr mich denn nicht beschützen?" fragte das Schwesterchen. „Nein" antworteten sie, „denn wir können nur eine Viertelstunde lang jeden Abend unsere Schwanenhaut ablegen, und haben in dieser Zeit unsere menschliche Gestalt, aber dann werden wir wieder in Schwäne verwandelt." Das Schwesterchen weinte und sagte: „Könnt ihr denn nicht erlöst werden?" „Ach nein" antworteten sie „die Bedingungen sind zu schwer. Du darfst sechs Jahre lang nicht sprechen und nicht lachen, und mußt in der Zeit sechs Hemdchen für uns aus Sternblumen zusammennähen. Kommt ein einziges Wort aus deinem Munde, so ist alle Arbeit verloren". Und als die Brüder das gesprochen hatten, war die Viertelstunde herum, und sie flogen als Schwäne wieder zum Fenster hinaus.
Das Mädchen aber faßte den festen Entschluß, seine Brüder zu erlösen und wenn es auch sein Leben kostete. Es verließ die Wildhütte, ging mitten in den

Wald und setzte sich auf einen Baum und brachte da die Nacht zu. Am andern Morgen ging es aus, sammelte Sternblumen und fing an zu nähen. Reden konnte es mit niemand, und zum Lachen hatte es keine Lust: es saß da und sah nur auf seine Arbeit. Als es schon lange Zeit da zugebracht hatte, geschah es, daß der König des Landes in dem Wald jagte und seine Jäger zu dem Baum kamen, auf welchem das Mädchen saß. Sie riefen es an und sagten „Wer bist du?" Es gab aber keine Antwort. „Komm herab zu uns" sagten sie, „wir wollen dir nichts zuleid tun."
Es schüttelte bloß mit dem Kopf. Als sie es weiter mit Fragen bedrängten, so warf es ihnen seine goldene Halskette herab und dachte, sie damit zufrieden zu stellen. Sie ließen aber nicht ab, da warf es ihnen seinen Gürtel herab, und als auch das nichts half, seine Strumpfbänder, und nach und nach alles, was es anhatte und entbehren konnte, so daß es nichts mehr als sein Hemdlein behielt. Die Jäger ließen sich aber damit nicht abweisen, stiegen auf den Baum, hoben das Mädchen herab und führten es vor den König. Der König fragte „Wer bist du? Was machst du auf dem Baum?" Aber es antwortete nicht. Er fragte es in allen Sprachen, die er wußte, aber es blieb stumm wie ein Fisch. Weil es aber so schön war, so ward des Königs Herz gerührt, und er faßte eine große Liebe zu ihm. Er tat ihm seinen Mantel um, nahm es vor sich aufs Pferd und brachte es in sein Schloß. Da ließ er ihm reiche Kleider antun, und es strahlte in seiner Schönheit wie der helle Tag, aber es war kein Wort aus ihm herauszubringen. Er setzte es bei Tisch an seine Seite, und seine bescheidenen Mienen und seine Sittsamkeit gefielen ihm so sehr, daß er sprach „Diese begehre ich zu heiraten und keine andere auf der Welt" und nach einigen Tagen vermählte er sich mit ihr.
Der König aber hatte eine böse Mutter, die war unzufrieden mit dieser Heirat und sprach schlecht von der jungen Königin. „Wer weiß, wo die Dirne her ist", sagte sie, „die nicht reden kann; sie ist eines Königs nicht würdig." Über ein Jahr, als die Königin das erste Kind zur Welt brachte, nahm es ihr die Alte weg und bestrich ihr im Schlafe den Mund mit Blut. Da ging sie zum König und klagte sie an, sie wäre eine Menschenfresserin. Der König wollte es nicht glauben und litt nicht, daß man ihr ein Leid antat. Sie saß aber beständig und nähte an den Hemdchen, und achtete auf nichts anderes. Das nächste Mal, als sie wieder einen schönen Knaben gebar, übte die falsche Schwiegermutter denselben Betrug aus, aber der König konnte sich nicht entschließen, ihren Reden Glauben beizumessen. Er sprach: „Sie ist zu fromm und gut, als daß sie so etwas tun könnte, wäre sie nicht stumm und könnte sie sich verteidigen, so würde ihre Unschuld an den Tag kommen." Als aber das dritte Mal die Alte das neugeborne Kind raubte und die Königin anklagte, die kein Wort zu ihrer Verteidigung vorbrachte, so konnte der König nicht anders, er mußte sie dem Gericht übergeben, und das verurteilte sie, den Tod durchs Feuer zu erleiden. Als der Tag herankam, wo das Urteil sollte vollzogen werden, da war zugleich der letzte Tag von den sechs Jahren herum, in welchem sie nicht sprechen und

nicht lachen durfte, und sie hatte ihre lieben Brüder aus der Macht des Zaubers befreit. Die sechs Hemden waren fertig geworden, nur daß an dem letzten der linke Ärmel noch fehlte. Als sie nun zum Scheiterhaufen geführt wurde, legte sie die Hemden auf ihren Arm, und als sie oben stand und das Feuer eben sollte angezündet werden, so schaute sie sich um, da kamen sechs Schwäne durch die Luft dahergezogen. Da sah sie, daß ihre Erlösung nahte, und ihr Herz regte sich in Freude. Die Schwäne rauschten zu ihr her und senkten sich herab, so daß sie ihnen die Hemden überwerfen konnte: und wie sie davon berührt wurden, fielen die Schwanenhäute ab, und ihre Brüder standen leibhaftig vor ihr und waren frisch und schön; nur dem jüngsten fehlte der linke Arm, und er hatte dafür einen Schwanenflügel am Rücken. Sie herzten und küßten sich, und die Königin ging zu dem Könige, der ganz bestürzt war, und fing an zu reden und sagte: „Liebster Gemahl, nun darf ich sprechen und dir offenbaren, daß ich unschuldig bin und fälschlich angeklagt", und erzählte ihm von dem Betrug der Alten, die ihre drei Kinder weggenommen und verborgen hätte. Da wurden sie zu großer Freude des Königs herbeigeholt, und die böse Schwiegermutter wurde zur Strafe auf den Scheiterhaufen gebunden und zu Asche verbrannt. Der König aber und die Königin mit ihren sechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.

VON DEM MACHANDELBOOM

‚Dat is nu all lang heer, wol twe dusend Johr!', fängt die Geschichte in pommersch Platt an. Ein reicher Mann hatte eine schöne Frau, die hatten sich sehr lieb, bekamen aber kein Kind. Das war der sehnlichste Wunsch der Frau. Doch alles Wünschen und Beten half nichts. Vor ihrem Haus stand ein Machandelbaum, ein immergrüner Wacholder, von dem gingen besondere Kräfte aus. Denn als die Frau einmal im Winter darunter stand, sich beim Apfelschälen in den Finger schnitt und dachte, so rot wie Blut und weiß wie Schnee müßte ihr Kind sein, ‚wurr ehr so recht fröhlich to Mode, as schull dat wat warden'- Das bloße Wünschen hat nicht geholfen. Die Nähe des Baumes und das tropfende Blut machten ihr bewußt, daß die Wunscherfüllung vielleicht ein Opfer kosten würde. Würde sie auch ein Kind wollen, wenn sie dafür ihr eigen Blut und Leben geben müßte? Haben nicht zu allen Zeiten Frauen darauf mit ‚Ja' geantwortet? - Kinderkriegen war oft lebensgefährlich. Und tatsächlich: als sie schließlich einen Sohn bekam, ‚freude se sik so, dat se stürw'. Ihr letzter Wunsch war es, unter dem Machandelbaum begraben zu werden. Der Mann hat sehr geweint, aber nach einiger Zeit ‚do nöhm he sik wedder ene Fru.' Mit der hatte er eine Tochter Marleen. Natürlich hatte die Frau ihre eigne Tochter lieber als den Stiefsohn, aber ‚de Böse gaf ehr dat in, dat se dem lüttjen Jung ganß gramm wurr.' Der Apfel hatte bei seiner Geburt eine Rolle gespielt, so auch bei seinem Tod. Denn die Stiefmutter lockte den Jungen zu einer großen Kiste mit einem schweren Deckel, aus der sollte er sich einen Apfel holen. Und wie er sich reinbückte, ‚so reet ehr der Böse: Bratsch, slögg se den Deckel to, dat de Kopp afflögg un unner de Appel füll'. Um ihre Untat zu verdecken, zerstückelt und kocht sie den Jungen und setzt ihn dem Vater zum Essen vor. Marlenichen aber weint, sammelt die Knöchelchen und legt sie ins grüne Gras unter den Machandelbaum. Der ‚rekelt die Äste wie ein Mensch, ‚äs wenn sik eener so recht freut'. Ein feuriger Nebel steigt auf, und aus dem Feuer fliegt ein schöner Vogel hervor, der zum Racheengel wird. Er singt diese grausige Geschichte als schönes Lied und erhält dafür zum Lohn vom Goldschmied eine goldene Kette, die schenkt er dem Vater; ein Paar Schuhe, die schenkt er Marleen; vom Müllerburschen einen Mühlstein. Als auch die Stiefmutter den Gesang hören will und ‚uut de Döhr köhm, bratsch, smeet ehr de Vagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganß tomatsch wurr'. Sogleich entstand ein feuriger Nebel, und als er sich verzog, ‚do stünn, de lüttje Broder door.' Jeder bekommt den verdienten Lohn. Die rechte Ordnung ist wieder hergestellt. Heute würde ein Psychater die Schuld der Frau hinwegreden, denn ‚die Umstände' hätten sie ja dazu gezwungen. Wird man damit dem Bösen, das es nun mal gibt, gerecht? Und ist es wirklich besser, mit einer ungesühnten Schuld hinter Gittern zu leben? Alles hat seinen Preis, und nur wenn ‚bezahlt' wird, ‚wören alle so recht vergnöögt' - womit die meisten Märchen enden.

Von dem Machandelboom

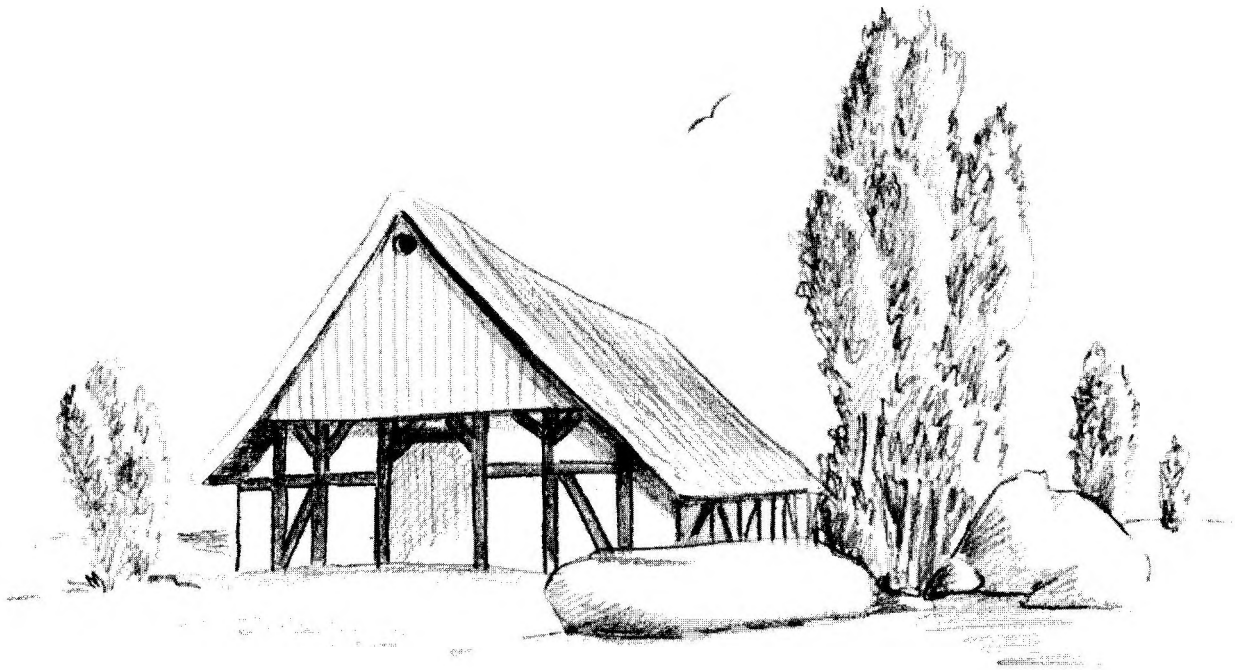
Dat is nu all lang heer, wol twe dusend Johr, do wöör dar en ryk Mann, de hadd ene schöne frame Fru, un se hadden sik beyde sehr leef, hadden awerst kene Kinner, se wünschden sik awerst sehr welke, un de Fru bedd'd so veel dorüm Dag un Nacht, man se kregen keen un kregen keen. Vör erem Huse wöör en Hof, dorup stünn en Machandelboom, ünner dem stunn de Fru eens im Winter un schelld sik enen Appel, un äs se sik den Appel so schelld, so sneet se sik in'n Finger, un dat Blood feel in den Snee. „Ach", säd de Fru, un süft'd so recht hoog up, un seg dat Blood vor sik an, un wöör so recht wehmödig, „Hadd ik doch en Kind, so rood as Blood un so witt as Snee". Un as se dat säd, so wurr ehr so recht fröhlich to Mode: ehr wöör recht, as schull dat wat warden. Do güng se to dem Huse, un't güng een Maand hen, de Snee vorgüng: un twe Maand, do wöör dat gröön: und dre Maand, do kömen de Blömer uut der Eerd: un veer Maand, do drungen sik alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twyge wören all in eenanner wussen: door süngen de Vögelkens, dat dat ganße Holt schalld, un de Blöiten felen von den Bömern: do wörr de fofte Maand wech, unse stünn ünner dem Machandelboom, de röök so schön, do sprüng ehr dat Hart vor Freuden, un sefüll up ere Knee un kunn sik nich laten: un as de soste Maand vorby wöör, do wurren de Früchte dick un staark, do wurr se ganß still: un de söwde Maand, do greep se na den Machandelbeeren un eet se so nydisch, do wurr se trurig un krank: do güng de achte Maand hen, un se reep eren Mann un weend un säd: „Wenn ik staarw, so begraaf my ünner den Machandelboom". Do wurr se ganß getrost, un freude sik, bet de neegte Maand vorby wöör, do kreeg se en Kind so witt as Snee un so rood as Blood, un as se dat seeg, so freude se sik so, dat se stürw.

Do begroof ehr Mann se ünner den Machandelboom, un he füng an to wenen so sehr. Ene Tyd lang, do wurr dat wat sachter, un do he noch wat weend hadd, do hüll he up, un noch en Tyd, do nöhm he sik wedder ene Fru.

Mit de tweden Fru kreeg he ene Dochter, dat Kind awerst von der eersten Fru wöör en lüttje Sähn, un wöör so rood äs Blood un so witt äs Snee. Wenn de Fru ere Dochter so anseeg, so hadd se se so leef, awerst denn seeg se den lüttjen Jung an, un dat güng ehr so dorch't Hart, un ehr düchd, äs stünn he ehr allerwegen im Weg, un dachd denn man jümmer, wo se ehr Dochter all dat Vörmägent towenden wull, un de Böse gaf ehr dat in, dat se dem lüttjen Jung ganß gramm wurr un stödd em herum von een Eck in de anner, un buffd em hier un knuffd em door, so dat dat aarme Kind jümmer in Angst wöör. Wenn he denn uut de School köhm, so hadd he kene ruhige Städ.

Eens wöör de Fru up de Kamer gaan, do köhm de lüttje Dochter ook herup un säd: „Moder, gif my enen Appel". „Ja, myn Kind", säd de Fru un gaf ehr enen schönen Appel uut der Kist; de Kist awerst hadd einen grooten sworen Deckel mit en groot schaarp ysern Slott. „Moder" säd de lüttje Dochter, „schall Broder

nich ook enen hebben?“ Dat vördröödt de Fru, doch säd se: „Ja, wenn he uut de School kummt“. Un as se uut dat Fenster wohr wurr, dat he köhm, so wöör dat recht, as wenn de Böse awer ehr köhm, un se grappst to un nöhm erer Dochter den Appel wedder wech und säd: „Du schalst nich ehr enen hebben as Broder.“ Do smeet se den Appel in de Kist un maakd de Kist to. Do köhm de lüttje Jung in de Döhr, do gaf ehr de Böse in, dat se fründlich to em säd: „Myn Sähn, wullt du enen Appel hebben?“ un seeg em so hastig an. „Moder“, säd de lüttje Jung, „wat sühst du gräsig uut! ja, gif my enen Appel“. Do wöör ehr, äs schull se em toreden. „Kumm mit my“, säd se un maakd den Deckel up, „hahl dy enen Appel heruut“. Un as sik de lüttje Jung henin bückd, so reet ehr de Böse: „Bratsch!“ slöögt se den Deckel to, dat de Kopp afflöög un ünner de roden Appel füll. Da äwerleep ehr dat in de Angst, un dachd ‚kunn ich dat von my bringen!‘ Da güng se na ere Stuw na erem Draagkasten un hahl uut de bäwelste Schuuflad enen witten Dook, un sett‘t den Kopp wedder up den Hals un bünd den Halsdook so um, dat‘n niks sehn kunn, un sett‘t em vor de Döhr up enen Stohl un gaf em den Appel in de Hand.



Do köhm doorna Marleenken to erer Moder in de Kääk, de stünn by dem Führ un hadd enen Pütt mit heet Water vor sik, den röhrd se jümmer üm. „Moder“, säd Marleenken, „Broder sitt vor de Döhr un süht ganz witt uut un hett enen Appel in de Hand, ik heb em beden, he schull my den Appel gewen, awerst he antwöörd my nich, do wurr my ganß grolich“. „Gah nochmaal hen“, säd de Moder, „un wenn he dy nich antworden will, so gif em eens an de Oren“. Da güng Marleenken hen und säd: „Broder, gif my den Appel“. Awerst he sweeg still, do gaf se em eens up de Oren, do feel de Kopp herünn, doräwer vörschrock se sik

un füng an to wenen un to roren, un löp to erer Moder un säd: „Ach, Moder, ik hebb mynen Broder den Kopp afslagen“, un weend un weend un wull sik nich tofreden gewen. „Marleenken“, säd de Moder, „wat hest du dahn! awerst swyg man still, dat et keen Mensch markt, dat is nu doch nich to ännern; wy willen em in Suhr kaken“. Da nöhm de Moder den lüttjen Jung un hackd em in Stücken, ded de in den Pütt un kaakd em in Suhr. Marleenken awerst stünn daarby un weend un weend, un deTranen füllen all in den Putt, un se bruukden goor keen Solt.
Da köhm de Vader to Huus und sett't sik to Disch un säd: „Wo is denn myn Sähn?“ Da droog de Moder ene groote groote Schöttel up mit Swartsuhr, un Marleenken weend un kunn sich nich hollen. Do säd de Vader wedder: „Wo is denn myn Sähn?“ „Ach“, säd de Moder, „he is äwer Land gaan, na Mütten erer Grootöhm: he wull door wat blywen.“ „Wat dait he denn door? un heft my nich maal adjüüs sechd!“ „O he wull geern hen un bed my, of he door wol sos Wäken blywen kunn; he is jo woll door uphawen“. „Ach“, säd de Mann, „my is so recht trurig, dat is doch nich recht, he hadd my doch adjüüs sagen schullt“. Mit des füng he an to äten und säd: „Marleenken, wat weenst du? Broder wart wol wedder kamen“. „Ach, Fru“, säd he do, „wat smeckt my dat Äten schöön! Gif my mehr!“ Un jemehr he eet, je mehr wull he hebben, un säd: „Geeft my mehr, gy schöhlt niks door af hebben, dat is, as wenn dat all myn wör“. Un he eet un eet, un de Knakens smeet he all ünner den Disch, bet he allens up hadd. Marleenken awerst güng hen na ere Kommod und nöhm ut de ünnerste Schuuf eren besten syden Dook, un hahl all de Beenkens und Knakens ünner den Disch heruut un bünd se in den syden Dook und droog se vör de Döhr un weend ere blödigen Tranen. Door läd se se ünner den Machandelboom in dat gröne Gras, un äs se se door henlechd hadd, so war ehr mit eenmal so recht licht, un weend nich mer. Do füng de Machandelboom an sik to bewegen, un de Twyge deden sik jümmer so recht von eenanner, un denn wedder tohoop, so recht as wenn sik eener so recht freut un mit de Händ so dait. Mit des so güng dar so'n Newel von dem Boom, un recht in dem Newel, dar brennd dat as Führ, un uut dem Führ, dar flöög so'n schönen Vagel heruut, de süng so herrlich und flöög hoog in de Luft, un as he wech wöör, do wöör de Machandelboom, as he vörhen west wöör, un de Dook mit de Knakens wöör wech. Marleenken awerst wöör so recht licht un vörgnöögt, recht as wenn de Broder noch leewd. Do güng se wedder ganß lustig in dat Huus by Disch un eet.
De Vagel awerst flöög wech un sett't sik up enen Goldsmidt syn Huus <un füng an to singen:<

„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch'

legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!"

De Goldsmidt seet in syn Waarkstäd un maakd ene gollne Kede, do höörd he den Vagel, de up syn Dack seet und süng, un dat dünkd em so schöön. Da stünn he up, un as he äwer den Süll güng, da vörlöör he eenen Tüffel. He güng awer so recht midden up de Strat hen, eenen Tüffel un een Sock an, syn Schortfell hadd he vör, un in de een Hand hadd he de golln Kede un in de anner de Tang; un de Sünn schynd so hell up de Strat. Door güng he recht so staan un seeg den Vagel an. „Vagel", secht he do, „wo schöön kannst du singen! Sing my dat Stück nochmaal". „Ne", secht de Vagel, „twemaal sing ik nich umsünst. Gif my de golln Kede, so will ik dyt nochmaal singen". „Door", secht de Goldsmidt, „hest du de golln Kede, nu sing my dat nochmaal". Do köhm de Vagel un nöhm de golln Kede so in de rechte Poot, un güng vor den Goldsmidt sitten un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht',
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!'

Da flög de Vagel wech na enem Schooster und sett't sik up den syn Dack un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht',
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legts unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!"

De Schooster höörd dat und leep vör syn Döhr in Hemdsaarmels un seeg na syn Dack un mussd de Hand vör de Ogen hollen, dat de Sünn em nich blend't. „Vagel", secht he, „wat kannst du schöön singen". Do rööp he in syn Döhr henin: „Fru, kumm mal heruut, dar is een Vagel, süh mal den Vagel, de kann maal schöön singen". Do rööp he syn Dochter un Kinner un Gesellen, Jung un Maagd, un se kömen all up de Strat un seegen den Vagel an, wo schöön he wöör, un he hadd so recht rode un gröne Feddern, un um den Hals wöör dat as luter Gold, un de Ogen blünken em im Kopp as Steern. „Vagel", sägd de Schooster, „nu sing my dat Stück nochmaal". „Ne", secht de Vagel, „tweemal sing ik nich umsünst,

du must my wat schenken. „Fru“, säd de Mann, „gah na dem Bähn, up dem bäwelsten Boord, door staan een Poor rode Schö, de bring herünn“. Do güng de Frau hen un hahl de Schö. ‚Door, Vagel,‘ säd de Mann, ‚nu sing my dat Stück nochmaal, Do köhm de Vagel und nöhm de Schö in de linke Klau, un flöög wedder up dat Dack un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Benichen,
bind‘t sie in ein seiden Tuch,
legts unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör‘n schöön Vagel bün ik!‘

Un as he uutsungen hadd, so flöög he wech, de Kede hadd he in de rechte und de Schö in de linke Klau, un he flöög wyt wech na ene Mähl, un de Mähl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe“. Un in de Mähl, door seeten twintig Mählenburßen, de hauden enen Steen und hackden: hickhack, hickhack, hickhack, un de Mähl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe“. Do güng de Vagel up enen Lindenboom sitten, de vör de Mähl stünn, un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,“
do höörd een up,
„mein Vater, der mich aß,“
do höörden noch twe up un höörden dat,
„mein Schwester, der Marlenichen,“
do höörden wedder veer up,
„sucht alle meine Benichen,
bind‘t sie in ein seiden Tuch,“
nu hackden noch man acht,
„legts unter“
nu noch man fyw,
„den Machandelbaum,“
nu noch man een.
„Kywitt, kywitt, wat vör‘n schöön Vagel bün ik!“

Da hüll de lezte ook up und hadd dat lezte noch höörd. „Vagel“, secht he, „wat singst du schöön! laat my dat ook hören, sing my dat nochmaal“. „Ne“, secht de Vagel, „twemaal sing ik nich umsünst, gif my den Mählensteen, so will ik dat nochmaal singen, ‚Ja,‘ secht he, ‚wenn he my alleen tohöörd, so schullst du em hebben“. „Ja“, säden de annern, ‚wenn he nochmaal singt, so schall he em hebben“. Do köhm de Vagel herünn, un de Möllers faat‘n all twintig mit Böhm an

un böhrden Steen up: „Hu uh uhp, hu uh uhp, hu uh uhp!“ Da stöök de Vagel den Hals döör dat Lock un nöhm em um as enen Kragen, un flöög wedder up den Boom un süng

„Mein Mutter, der mich schlacht‘,
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Benichen,
bind‘t sie in ein seiden Tuch,
legt‘s unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör‘n schöön Vagel bün ik!“

Un as he dat uutsungen hadd, do deed he de Flünk von eenanner, un hadd in de rechte Klau de Kede un in de linke de Schö un um den Hals den Mählensteen, un floog wyt wech na synes Vaders Huse. In de Stuw seet de Vader, de Moder un Marleenken by Disch, un de Vader säd: „Ach, wat waart my licht, my is recht so good to Mode“. „Nä“, säd de Moder, „my is recht so angst, so recht, äs wenn en swoor Gewitter kummt“. Marleenken awerst seet un weend un weend, da köhm de Vagel anflogen, un as he sik up dat Dack sett‘t: „Ach“, säd de Vader, „my is so recht freudig, un de Sünn schynt buten so schöön, my is recht, as schull ik enen olen Bekannten weddersehn“. „Ne“, säd de Fru, „my is so angst, de Täne klappern my, un dat is my as Führ in den Adern“. Un se reet sik ehr Lyfken up un so mehr, awer Marleenken seet in en Eck un weend, und hadd eren Platen vor de Ogen, un weend den Platen ganß meßnatt. Do sett‘t sik de Vagel up den Machandelboom un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,“
Do hüll de Moder de Oren to un kneep de Ogen to, un wull nich sehn un hören, awer dat bruusde ehr in de Oren äs de allerstaarkste Storm, un de Ogen brennden ehr un zackden as Blitz.

„Mein Vater, der mich aß,“

„Ach, Moder“, secht de Mann, „door is en schöön Vagel, de singt so herrlich, de Sünn schynt so warm, un dat rückt as luter Zinnemamen.“

„Mein Schwester, der Marlenichen,“

Do läd Marleenken den Kopp up de Knee un weend in eens wech, de Mann awerst säd: „Ik ga henuut, ik mutt den Vagel dicht by sehn“. „Ach, gah nich“, säd de Fru, „my is, as beewd dat ganße Huus un stünn in Flammen“. Awerst de Mann güng henuut un seeg den Vagel an.

„Sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legts unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!"

Mit des leet de Vagel de gollne Kede fallen, un se feel dem Mann just um'n Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schöön passd. Do güng he herin un säd: „Süh, wat is dat vör'n schöön Vagel, heft my so'ne schöne gollne Kede schenkd, un süht so schöön uut, De Fru awerst wöör so angst un füll langs in de Stuw hen, un de Mutz füll ehr von dem Kopp. Do süng de Vagel wedder:
„Mein Mutter, der mich schlacht,"
„Ach, dat ik dusend Föder unner de Eerd wöör, dat ik dat nich hören schull!"
„Mein Vater, der mich aß,"
Do füll de Fru vor dood nedder.
„Mein Schwester, der Marlenichen,"
„Ach", säd Marleenken, „ik will ook henuut gähn un sehn, of de Vagel my wat schenkt". Do güng se henuut.
„Sucht alle meine Benichen
bind't sie in ein seiden Tuch,"
Do schmeet he ehr de Schö herünn.
„Legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!"

Do wöör ehr so licht un fröhlich. Do truck se den neen roden Schö an, un danßd un sprüng herin. „Ach", säd se, „ik wöör so trurig, as ick henuut güng, un nu is my so licht, dat is maal en herrlichen Vagel, hett my en Poor rode Schö schenkd". „Ne", säd de Fru und sprüng up, un de Hoor stünnen ehr to Baarg as Führsflammen, „my is, as schull de Welt ünnergahn, ik will ookhenuut, of my lichter warden schull". Un äs se uut de Döhr köhm, bratsch! smeet ehr de Vagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganß tomatscht wurr. De Vader un Marleenken höörden dat un güngen henuut: do güng en Damp un Flamm un Führ up von der Städ, un as dat vorby wöör, do stünn de lüttje Broder door, un he nöhm synen Vader un Marleenken by der Hand, un wören all dre so recht vergnöögt un güngen in dat Huus by Disch, un eeten.